

Wochenblatt

Wochenblatt für das werktätige Volk * Bilder-Beilage „Welttrundschau“, Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:
Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im Voraus zu bezahlen
Telefon: St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto 175.431

Umstetten-Waidhofen
27. Dezember 1928.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Bezirk 6
Unrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telefon St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto 175.431

Der Bundesvoranschlag angenommen.

Das neue Preßgesetz. — Die Zuckersteuer wird erhöht. — Es wird rechts gefahren.

Der Nationalrat hat in der letzten Woche nebst dem Bundesvoranschlag viele andere Gesetzentwürfe erledigt, und ist am Freitag in die Weihnachtsferien gegangen.

In Fortsetzung der Debatte über den Bundesvoranschlag bespricht das Kapitel „Land- und Forstwirtschaft“

Schneberger.

Er weist darauf hin, daß die Abwanderung vom Lande in die Stadt weit über das normale Maß hinausgeht. Die Hauptursache der Landflucht liegt in der mangelhaften sozialen Lage für die landwirtschaftlichen Arbeiter. Heute haben noch mehr als hunderttausend Landarbeiter keine Krankenversicherung. Dann die Wohnungsverhältnisse. Man kann zwar sagen, daß in gefürdeltischen und städtischen Hinsicht die Wohnungsverhältnisse in den bäuerlichen Betrieben entsprechend sind, wenn auch dort keine Wohnungen sind, die dem Arbeiter die Gründung einer Familie ermöglichen. Dagegen können die Unterkünfte in den Großbetrieben überhaupt nicht als Wohnungen bezeichnet werden. Und jedes Jahr kommen aus diesen Verhältnissen noch mehr als hunderttausend Kinder auf die Welt. Das sind die Ursachen der Landflucht und wenn man die Landflucht bekämpfen will, muß man diese Ursachen beheben. Man müßte doch nicht vergessen, daß zur Landwirtschaft auch die Landarbeiter gehören. Der Arbeitgeber tauschfähig hat davon gesprochen, daß der revolutionäre Schutz der Landarbeiterversicherung weggeräumt werden soll. (Abgeordneter tauschfähig: Das ist eine Verdrehung!) Was verstehen Sie also unter „revolutionärem Schutz“? Wir verstehen schon, daß es ihnen peinlich ist, wenn hier ihre Politik angegriffen wird. Aber draußen bieten Sie alles auf, um die Einführung einer gesetzlichen Sozialversicherung in der Landwirtschaft unmöglich zu machen. Sie haben es sich zurecht gelegt, die Landwirtschaft zu sabotieren. Bei allen Wahlen treten die Landwirte gegen die Christlichsozialen auf und erklären, daß die Christlichsozialen auf Arbeiter seindlich sind! (Widerspruch beim Landbund.) Es ist ein schwerer Fehler, zu glauben, daß man den Interessen der Landwirtschaft nicht schaden könne, wenn die Interessen der Landarbeiter verraten werden. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Müller urteilt Maßnahmen für eine entsprechende Absatzorganisation landwirtschaftlicher Produkte. Dann spricht

Laser:

Die Vertreter des Landbundes suchen mit Vorliebe zu beweisen, daß zwischen Arbeiterversicherung und Landflucht ein Zusammenhang besteht. Insbesondere reden sie immer von „Mißbräuchen“, die mit der Versicherung getrieben werden und verlangen, jenen Personen die Unterstützung zu unterziehen. Sie wissen offenbar nichts von der „äußerst strengen Handhabung der Gesetze“ durch die Arbeitsämter und Industrieellen Bezirks-

kommissionen. Daß die Arbeitslosenunterstützung die Arbeiter vom Lande in die Stadt zieht, ist eine durch nichts bewiesene Behauptung, da jeder Arbeiter aus der Landwirtschaft vorher 52 Wochen Beschäftigung in der Industrie nachweisen muß.

Der Redner wendet sich dann der Notlage der Weinbauern zu. Die Lage der kleinen Weinbauer ist trostlos. Sie sind nicht in der Lage ihre Familie ernähren zu können und gezwungen, ihre Kinder in die Fabrik zu schicken. Periodisch wiederkehrende Überernten und Frostschäden bringen die Weinbauern um die Früchte ihrer Arbeit. Den österreichischen Weinbau fehlt es am Absatz, er hat mit der „starken Konkurrenz“ der Auslandswine zu kämpfen, von denen viel zu große Mengen hereinkommen. Eine Beschränkung dieser Einfuhr wäre golden. Eine zweite Frage betrifft die Qualität des Lesegutes. Hier müßte auf gesellschaftlichem Wege Abhilfe gesucht werden, durch den Ausbau der Kellereiwirtschaft und die Kontrolle der Auslandswine. Auch der Weinbau könnte durch die Genossenschaft organisiert werden. Schließlich sind Vorschriften über Leszeit und Verwertung des Lesegutes notwendig. In anderen Ländern hat die genossenschaftliche Wee im Weinbau große Fortschritte gemacht und namhafte Erfolge aufzuweisen. Auch die Kreditfrage spielt eine große Rolle sowie die Beschaffung der Reben und Schutzprodukte. Die Regierung soll hier helfend eingreifen, entsprechende Hilfe leisten, damit die vielen Weinbauernfamilien vor dem vollständigen wirtschaftlichen Ruin bewahrt werden. (Lebhafte Beifall.)

Beim Kapitel „Handel und Verkehr“ verweist Klumberger auf unsere trostlose wirtschaftliche Lage. Im Jahre 1924 hat es nur 160.000 Pfändungen gegeben, diese Zahl ist im Jahre 1929 bis November auf 260.000 angewachsen. Die Arbeitslosigkeit steigt rapid. Die Gewerbetreibenden sind in einer traurigen wirtschaftlichen Lage. Hohenberg (Soz.) schildert die Krise der „Lederindustrie“. Wenn die Regierung nicht eingreift, um der Schmuckkonkurrenz der „Schuhfabrik Bata“ entgegenzuwirken, besteht die Gefahr, daß ein einst blühender Erwerbszweig, die Schuhfabrikation, in Österreich vollständig zu Grunde geht.

Laser urteilt den Bau eines Kreisgerichtes in Krems. Seit zwei Jahrzehnten bemüht sich die Gemeinde Krems zu erreichen, daß dem schlechten baulichen Zustand, in den sich das Kreisgericht befindet, ein E. d. bereitet wird. Die Verhandlungen waren bereits so weit, daß mit dem Bau des Kreisgerichtes in diesem Sommer begonnen werden sollte. Der Sommer ist indes vergangen, ohne daß der Bau begonnen wurde. Man ermahnt daher, daß die Pläne an das Bauamt zurückgeleitet werden,

weil das Finanzministerium Abschnitte forderte, damit die präsumierten Kosten nicht überschritten werden. Im Oktober sollte dann mit dem Bau begonnen werden, doch ist auch diese Frist abgelaufen, ohne daß es zum Bau gekommen wäre. Schließlich hieß es, daß bestimmt noch heuer der Grundstein gelegt werden würde.

Im Hinblick auf die große Arbeitslosigkeit wäre die baldigste Inangriffnahme des Baus dringend geboten. Wir haben gewiß im ganzen Bundesgebiet eine große Arbeitslosigkeit, aber die politische Lage im Krems verhältnismäßig am höchsten. Ende November dieses Jahres wurden 2032 Arbeitslose gezählt. Die Arbeitslosigkeit ist heuer bedeutend größer als in allen vorhergehenden Jahren.

Eine zweite Frage, die zu besprechen ist, ist die Fremdenverkehrsförderung. In Dürnstein hat kürzlich eine Konferenz der Fremdenverkehrsinteressenten stattgefunden, bei der Klagen über die Rückständigkeit unserer Verkehrseinrichtungen vorgebracht wurden. Die Teilnehmer richteten sich zunächst gegen die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, die trotzdem sie vom Staat subventioniert wird, erst im Spätsommer mit dem Personenverkehr begann. Die Tarife, die für die Hebung des Fremdenverkehrs auch nicht förderlich sind, sowie der schlechte Fahrplan und die Auserachtlassung berechtigter Wünsche der angrenzenden Ufergemeinden wurden einer scharfen Kritik unterzogen. Es wurde verlangt, bevor in Zukunft die Subvention bewilligt wird, vorher Sicherheiten verlangt werden, daß den berechtigten Wünschen und Forderungen der Bevölkerung Rechnung getragen wird.

Die Straßen in der Wachau sind in einem schrecklichen Zustand. Die Bezirke sind außerstande, sie mit ihren Mitteln instand zu halten und fordern daher die Bundesregierung der Wachauerstraße, umsonst, als der überhandnehmende Autoverkehr, der ein Ueberlandverkehr ist, die Straßen stark in Anspruch nimmt und die Bezirke nicht über die Mittel verfügt. Diese Forderung ist umso mehr berechtigt, als bereits in deutschen Automobilkreisen vor der Benützung der Wachauerstraße gewarnt wurde. Wenn der Fremdenverkehr in diesem Gebiete nicht einen starken Rückschlag erleiden soll, ist das Eingreifen des Bundes dringend notwendig.

Was die Wachauerstraße gilt, gilt auch für die Kremstalstraße, die direkt ein Verkehrshindernis ist. Sie müßte als einzige Straße, die als Radialstraße mitten durch das Waldviertel führt, ebenfalls verbundlicht werden. Ebenso fordern wir seit Jahrzehnten den Bau der Bahn Krems-Schöfl.

Es ist auch notwendig, die Aufmerksamkeit des Bundesministeriums auf den baulichen Zustand der Mittelschulen in Krems

Allen Freunden unseres
Blattes
★
Frohe
Weihnacht
★
Redaktion und Verwaltung

zu denken. Insbesondere ist der Zustand des Piaristengymnasiums schlecht. Das Gebäude gehört den Piaristen. Die Schule hat keine Räume mehr. So daß die schon längst notwendigen Klassenveränderungen nicht vorgenommen werden können. Durch einen Stöckereibau könnte Abhilfe geschaffen werden. Dagegen erhebt aber der Eigentümer Einspruch. Doch könnte der Stöckereibau das Gebäude samt dem vorhandenen Grund und Boden käuflich erwerben. Ich hoffe, daß die Forderung nach Ausgestaltung des Gymnasiums, die wiederholt in Elternversammlungen gefordert wurde, rasch durchgeführt wird. Heute müssen die Schüler in andere Anstalten ziehen und Turnen gehen, wobei viel Zeit durch hin- und herwandern verloren geht.

Schließlich frage ich, wie es mit dem Bahnhofsbaue in Omlind steht. Bei allen Budgetdebatten der vergangenen Jahre wurde diese Frage angeschnitten, ohne daß sich das mit dieser rührt. Die Gemeinde hat schon vor Jahren entsprechende finanzielle Vorkehrungen für den Bahnhofsbaue getroffen, ein Darlehen aufgenommen, aber es geht trotzdem nichts vorwärts. Diese Zustände in der Station Omlind tragen sicher nicht zum Ansehen unserer Republik bei. (Beifall.)

Die Bahn Kernhof—Neuberg—Marzitzell.

Abg. Müller
Seit vielen Jahren liegen im Parlament zahlreiche Anträge, die den Ausbau von Bahnlinien fordern. Bei jeder Budgetdebatte wiederholt sich das Schauspiel, daß die Vertreter der einzelnen Interessengebiete immer wieder verlangen, daß die betreffende Bahnlinie endlich gebaut wird, jedoch immer ohne Erfolg. Es ist bei der Armut unseres Staates wohl begreiflich, daß die zahlreichen Projekte lange Jahre brauchen, bis sie endlich durchgeführt werden können, aber die Art, wie diese Fragen bei uns behandelt werden, müssen in der Bevölkerung nicht nur arge Enttäuschung, sondern auch Verstimmlung hervorrufen. Es fehlt in allen Fragen unseres Wirtschafts- und Verkehrslebens jede Planmäßigkeit und jedes System. Das Ministerium hätte die Pflicht, die einzelnen Bahnprojekte auf ihre Durchführbarkeit, Zweckmäßigkeit und Rentabilität zu prüfen und dem Hause darüber zu berichten. Ich bin überzeugt, daß es für manches dieser Projekte eine andere Lösung gibt, insbesondere Lokal- oder Sackbahnen, die in der Hauptsache nur dem Personenverkehr dienen, durch Errichtung von Kraftwagenlinien erspart werden könnten, hingegen solche Bahnprojekte, die im Weltverkehr und als Kommerzbahnen ihre be-

fordere Bedeutung haben, dringend zu be-
handeln sind. Eine solche Bahnlinie ist
zum Beispiel die Bahn Kernhof-
Neuberg-Mariazell. Der Redner
schildert die Entstehung der bereits be-
stehenden Linie bis Kernhof und führt aus:
Die Linie Kernhof-Neuberg-Mariazell
würde eine Gesamtlänge von 45 Kilometer
haben. Die Kosten sind bei Dampf-
betrieb mit 50 Millionen, bei elek-
trifiziertem Betrieb mit 70 Milli-
onen veranschlagt. Vom Verkehrstandpunkt
würde sie die kürzeste Nord-Südverbindung
darstellen, die Sammeringstrecke, die auf die
Dauer die gesteigerten Ansprüche nicht be-
friedigen kann, wesentlich entlasten und
endlich den wichtigen internationalen Frem-
denverkehrsort Mariazell mit dem Müt-
terland in direkte Verbindung bringen.
Wenn heute ein Grazer nach Mariazell
will, dann kann er bei günstiger Jahres-
zeit in 8 Stunden über Seeburg nach
Mariazell gelangen, bei ungünstiger Jahres-
zeit muß er über Semmering-Wien-
St. Pölten nach Mariazell fahren und
eine Strecke von zirka 400 Kilometer zu-
rücklegen. Im Gebiet dieser Bahnlinie lie-
gen bedeutende Industrieunternehmungen.
Alle diese Betriebe, die einen großen Teil
ihrer Rohstoffe aus Steiermark beziehen
und umgekehrt die Fertigfabrikate nach
Ungarn, Jugoslawien und Ita-
lien ausführen, würden durch den An-
schluß der Bahn Kernhof-Neuberg an
die Südbahnlinie eine Verbilligung der
Frachtrate erzielen und konkurrenzfähiger
werden. Alle Bergbau, namentlich aber
die Forstwirtschaft, die infolge der schlech-
ten Transportmöglichkeiten beträchtlichen
Schaden erleiden und sich nicht entwickeln
können, würden durch die Bahn erst zu
wirtschaftlicher Bedeutung gelangen.

Die Kosten für das generelle Projekt sind
bereits durch den eingeleiteten Nationsaus-
schuß mit Hilfe der Gemeinden, der
beiden Länder und des Bundes zu-
handegebracht worden. Das Projekt ist be-
reits fertig. Es handelt sich jetzt um die
Ausführung des Detailprojektes, das
150.000 Schilling erfordert und ich bitte
den Herrn Bundesminister, der das ganze
Projekt ja genau kennt, dafür zu sorgen,
daß dieser Betrag im nächstjährigen Vor-
anschlag eingelegt wird.

Die Arbeitslosigkeit hat bereits eine Re-
kordhöhe erreicht. Sie ist im Bereich der
Industriellen Bezirkskommission St. Pöl-
ten im September um mehr als 100
Personen gestiegen. Beim Bahnbau könn-
ten 4000 Menschen durch vier Jahre be-
schäftigt werden. Der Staat würde an Ar-
beitslosenunterstützung während dieser Zeit
14,4 Millionen Schilling ersparen, mit den
Steuern und Abgaben, die durch Beschäf-
tigung und erhöhten Konsum so vieler Men-
schen erzielt werden, würde sich eine Gesamt-
summe von 20 Millionen Schilling, also
ein Drittel der gesamten Baukosten her-
einbringen lassen. Hoffentlich wird mit der
Auslandsanleihe, wenn sie zustande kommt,
auch der Bau der Bahn der Verwirkli-
chung zugeführt. (Lebhafte Beifall.)

Beim Kapitel „Seerwesen“ beipricht
Dr. Deutsch zunächst den „Geichthdiebstahl“
in Krems und wendet sich dann der
Behandlung der Wehrmänner zu, wobei
er einzelne Fälle von Soldatenmißhand-
lungen aufzählt und den rüden Ton, der
von manchen Offizieren angeschlagen wird,
rügt. Die unter Vaugin übliche Mißwirt-
schaft wird dabei eingehend kritisiert. Die
übrigen Kapitel des Bundesvoranschlages
dann rasch erledigt. Bei den Abstimmungen
über die „Scherreform“, über die „Auswei-
sung des Reichsvolksschulgesetzes auf das
Burgenland“ erleiden die Christlichso-
zialen jedesmal eine Niederlage.

Das neue Preßgesetz.

Das neue Preßgesetz, das die Regierung
dem Hause vorgelegt und das wir in un-
serer nächsten Nummer eingehend bespre-
chen werden, gelangt sodann zur Behand-
lung. Von unserer Seite wurde alles ge-
tan, um die Gefährlichkeit dieses Ge-
setzes aufzuzeigen und wenigstens ent-
sprechende Verbesserungen durchzuführen. Aber
alle Versuche sind vergebens. Die bürger-
lichen Parteien haben das Knebelgesetz ein-
stimmig angenommen.

Die Erhöhung der Zuckersteuer.

Dann verhandelte der Nationalrat die
neue Zuckersteuer. Ederich legte nach
stimmal den Standpunkt der Partei in einer
überaus eindringlichen Rede dar. Auch die
Rede des Genossen Schneeberger über
die „ausländischen Wanderarbeiter“ fest-
setzte die Aufmerksamkeit des Hauses und
sowohl Herr Buresch als Dr. Wagne-
ner mußten zugeben, daß dieser Zustand
ein äußerst unerfreulicher sei. Herr Buresch
begünstigte die Verwendung von Wander-
arbeitern nicht nur damit, daß sie besser
qualifiziert sind, sondern daß sie „weni-

ger Scherereien“ machen. Dieses Wort
wird man sich merken müssen, wenn die
Christlichsozialen und die Heimwehler den
Landarbeiter wieder als „Volksgenossen“
ansprechen. Zum Schluß sprach noch Ge-
nosse Freundlich; aber alle sozialde-
mokratischen Argumente waren wirkungs-
los, die Mehrheit nahm das Gesetz ein-
fach an.

**Kraftfahrgegesetz und Grundjaggegesetz über die
Straßenpolizei.**

Es werden sodann drei wichtige Ver-
kehrsgesetze in Beratung gezogen, und
zwar das Kraftfahrgegesetz, ein
Grundjaggegesetz über die Straßen-
polizei und ein eigenes Gesetz über die
Straßenpolizei in Wien. Ueber das Kraft-
fahr- und Grundjaggegesetz werden
wir in der nächsten Nummer noch berich-
ten. Hervorzuheben ist, daß mit 1. De-
zember 1932 in Ausführung an die
Verkehrsbestimmungen der angrenzenden eu-
ropäischen Länder das „Rechtsfahren“
eingeführt wird. Das verursacht natürge-
mäß eine völlige Umstellung der Verkehrs-

einrichtungen bei der Bundesbahn und
bei den Straßenbahnen. Die drei Gesetze
werden unverändert in der Verfassung des
Ausschusses angenommen.

Zum Schluß wird das

Gehaltsgegesetz

verhandelt. Der Berichterstatter Dr. Drexl
fand dabei überaus überzeugende Argu-
mente für eine grundlegende Verwaltungs-
reform und sprach sich scharf gegen die
in Oesterreich herrschende Aktienschieberei
aus. Das Gehaltsgegesetz, das nur für
die oberen Beamtengruppen be-
deutende Verbesserungen bringt,
hingegen den mittleren Gruppen wenig
und den ganz unteren gar nichts bringt,
wurde, nachdem Janitzky, Jelenka
und Glöckl die Interessen der unteren
Beamtengruppen energisch vertraten, ohne
Änderung von den Mehrheitsparteien be-
schlossen.

Nach Erledigung der Tagesordnung
schloß dann der Präsident mit den üblichen
Weihnachts- und Neujahrsbüschchen um
halb 6 Uhr abends die Sitzung.

**Der Voranschlag des Landes Niederösterreich.
Die Verhandlungen im Landtag.**

In drei langen Daueritzungen wurde der
Landesvoranschlag vom Landtag
zum Beschluß erhoben. Die Sozialdemo-
kraten übten wie immer an den Dingen
Kritik, welche zu kritisieren sind, ohne
deshalb mit der Anerkennung für Neuein-
richtungen zurückzuhalten, welche eine solche
verdienen. Die Debatte mag für den der
Landesverhältnisse Unkundigen stellenwäh-
rlich nicht sehr aufregend gewesen sein.
Sie fand im Zeichen der christlichsozialen
Hoffnungen auf die Kaiserin von Wien.
Ganz richtig zeigte der Finanzreferent Dr.
Barisch die zahlreichen Schäden auf, welche
den Landesfinanzen durch die feinerzeitige
überfüllte Verwaltungströschung von
Wien zugefügt worden sind. Er vergaß
aber hinzuzufügen, daß es die Schuld der
Christlichsozialen ist, daß die Dinge eine
solche Entwicklung genommen haben. Die
sozialdemokratischen Redner hielten dieses
Bemerkens nach, dem sie durch hin-
wiewen, daß es einzig und allein die politische
Spekulation der niederösterreichischen Christ-
lichsozialen war, welche es nicht erwarten
konnten, von dem sozialdemokratischen Wien
loszukommen, welche das Land in diese
Schlange geführt hat. Die Christlichsozialen
schwiegen dazu. Was hätten sie auch ant-
worten sollen.

Prader (Christl.-soz.) der Obmann des
Finanzkontrollausschusses fand selbst, daß
der Finanzreferent „zu schwarz“ gemalt habe.
Unter großer Heiterkeit entschuldigte er ihn
damit, daß dies eben die Aufgabe jedes
Finanzreferenten sei, sich als pessimist hin-
zustellen. Er glaube aber, der Rechnungs-
abschluß von 1930 werde ebenso gün-
stig abschließen, wie jene der Vor-
jahre.

Der Bürgermeister als Brandstifter.

Nun wurde in die Spezialdebatte
eingegangen. Zum ersten Kapitel: Landes-
verwaltung brachte Popo (soz.-dem.) einige
erbauliche Dinge vor. Nach dem er vom
Land die Transfornahme der Wohn-
bauhilfe für eigene Bautätigkeit und
zur Unterstützung der Bautätigkeit der Ge-
meinden verlangt hatte, kam er auf die
Einbürgerungs- und Auswei-
sungspraxis der Landesverwal-
tung zu sprechen. Er kritisierte, daß Ar-
beitern bei der Einbürgerung große Schwie-
rigkeiten gemacht werden, und zeigte wie
man bei Ausweisungen vorgeht.

In Otitertal im Bezirk Neunkirchen
wurde ein Bürgerin der also ein österreichi-
scher Staatsbürger nur deshalb weil er von
der Gemein de eine Wohnung haben wollte,
auf Beschluß des Gemeinderates ausge-
wiesen. Bezirkshauptmann und Landesre-
gierung bestätigten diesen Beschluß. Um den
Mann los zu werden, griff nun der löb-
liche Gemeinderat zu folgenden einfachen
Mittel. Der Ausgewiesene und seine Familie,
5 Kinder, von denen zwei sehr schwer krank
sind, wurden in einem Stall untergebracht,
die Möbel nach Gloggnitz transportiert und
die Wohnbarade in der er bisher gewohnt
hatte, festerlich in Gegenwart des Bürger-
meisters und der Feuerwehr angezündet.
Die Feuerwehr mußte die Barade abtren-
nen lassen, sie stand nur bereit, damit nicht
am Ende auch der Ort Feuer fange. (Stür-
mische Entrüstung bei den Sozialdemokra-
ten). Der Redner forderte eine strenge Un-
tersuchung und Bestrafung aller Personen
welche an dieser unerhörten Vorgangsweis-
schuldtrage sind.

Dann wird in die Spezialdebatte ein-
gegangen.

Der Heimwehskandal.

Beim Kapitel Öffentliche Sicherheit gehen
sich, nachdem jahtrelang schon die Sozialde-
mokraten die Gleichstellung der Gendarmerie-
beamten mit den Beamten der Bundes-
polizei verlangt haben, nun auch die Christ-
lichsozialen (Mück und Jocka) für diese
Gleichstellung und für eine Verminderung der
Zahl der Gendarmenbeamten ein.

Risinger (Soz.) begrüßt das scharfe
Kritik über er daran, daß

hohe Beamte und Mitglieder der Landes-
regierung bei Heimwehraufmärschen, bei de-
nen trotz dem Verbot Waffen mitgeführt
werden die Funktionäre der Heimweh-
vereine sich begrüßen.

Die Gendarmenbeamten werden unweiger-
lich wissen nicht wie sie sich dann gegenüber
den Heimwehvereinen, die das Gesetz über-
treten verhalten sollen, wenn diese Leute
von ihnen ein Wort vornehmen begrüßt wer-
den. In Potendorf wurden zwei Gendar-
meriebeamte gemafregelt, weil sie einen
Funktionär der Heimwehr, der mit einem
Kesseler hantierete, angezeigt haben. Aus-
süßlich spricht Risinger über die militärische
Ausbildung der Gendarmen, bei der der
Unricht in andern wichtigen Fragen, vor
allem in der Kriminalistik, zu kurz kommt.
(Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Zippe (großdeutsch) bemerkt, daß
für die Schugburdaufmärsche der früheren
Jahre keine Gendarmen gebraucht wurde,
weil das Bürgerum diese Aufmärsche un-
befähigt und sich überhaupt alles gefallen
ließ, bis es im Juli 1927 gesehen hat, was
das letzte Ziel der Marxisten in Oesterreich
ist.

Abg. Schnofl (soz.-dem.). Die Rede
des Herrn Abg. Zippe hat mich so tief
erschüttert (Heiterkeit), daß es mir schwer
fallen wird, beim Gegenstand zu bleiben.
Ich gehöre nicht zu jenen, welche die Heim-
wehr besonders aufregt. Ich habe als Bür-
germeister meiner Stadt schon Aufmärsche
der Heimwehr mit Musikbegleitung, großes
Gendarmenaufgebot um gesehen. Es war
nur schade, daß wir ein Alkoholverbot er-
lassen mußten, denn sonst müde es für die
Gastwirte ein erhebender Tag gewesen sein
Überhaupt sind die Heimwehraufzüge für
den Fremdenverkehr in den Drien sehr gut.
Dazu kommt noch die schöne Montur. Ich
kann mir auch vorstellen, daß ein Heim-
wehmann viel leichter die Heurlaub bekommt
wenn er sagt, er geht St. Pölten oder
Dr. Neustadt erobern. Wir werden uns
selbstverständlich mit der Heimwehr abfin-
den, denn wir wissen auch aus ihren Ver-
sammlungen, daß die Bauern nicht die Ab-
sicht haben auf uns loszugehen und auf
die Arbeiter zu schießen. Ich weiß nicht
warum Abg. Zippe heute mit Kriegsdro-
hungen kommt, und sagt, in dem Augen-
blick, in dem etwas geschieht, wird er mit
der Heimwehr kommen und uns niederlegen.
Zum Niederlegen gehören zwei; einer der
sich niederlegen läßt, und einer, der nieder-
legen soll. Bei einer derartigen Operation
gibt es aber Schwierigkeiten. Nach Laa
sollten Sie so etwas wie heute nicht sagen.
Es ist mir berichtet worden, daß Sie dort
ausgezeichnet gepackelt haben. (Heiterkeit).
Ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf,
weil ich auf dem Standpunkt stehe, daß das

ganze Leben ein Kompromiß ist. Wenn Sie
nachdenken, werden Sie daraufkommen, daß
Sie das, was sie in Laa angefangen haben,
fortsetzen müssen. (Neuerliche Heiterkeit.) Die
ganze Aufregung, in die sich Herr Abg.
Zippe hineingeredet hat, war also ganz
zwecklos. Wenn Sie hier von Terrorak-
ten der Sozialdemokraten sprechen, so bin
ich bereit, Ihnen mit einem umfangreichen
Material von der anderen Seite aufzuar-
ten. Ich verweise heute nur auf die Vor-
kommnisse in Betrieben in Umstetten und
Kohrbach.

Wir wissen, daß Sie nicht nur in Tirol
Ihre Eroberungspläne haben, sondern wir
haben auch einen sehr schön ausgearbei-
teten Plan für die Eroberung für St. Pölten
von Ihnen in Händen. Wir wissen ganz ge-
nau, wie das Rathaus belagert wird und
wo die Reserve stehen, weil wir auch
brave Heimwehler sind, wir wüßten
wir ja nicht, was da vorgeht. (Heiterkeit.)

Es wurde auch von Verfassungspre-
sungen gesprochen. Ich kann mich an keine
Verfassung erinnern, die im Viertel ober
dem Wienerwald gesprengt worden wäre.
Ich war schon in Versammlungen aller Par-
teien und habe mich recht gut unterhalten.
Ich habe jetzt überhaupt die Absicht, nur in
Heimwehversammlungen zu sprechen. (Hei-
terkeit.) Wenn ich ein Jahr in die Heim-
wehversammlungen gehe, gibt es überhaupt
keine mehr, denn dann treten die Leute bei
uns bei. (Neuerliche Heiterkeit.) Wenn eine
Versammlung gesprengt wird, so verdamme
ich das. Wenn man aber eine Bilanz zie-
hen will, wer mehr Versammlungen ge-
sprengt hat, wird die Bilanz nicht zu Ihren
Gunsten ausfallen. Wir haben uns in gro-
ßen ganzen auch nicht über die Gegner zu
beschweren, aber es ist nicht richtig, sie
zu sprechen, als ob das Versammlungspre-
gen bei den Sozialdemokraten Mode wäre.
Ich möchte sprechen, weil mein Gewissen
wach wird, wenn man über Terror spricht;
dann häumt sich in mir der geteichte Born
auf. Jene, die Terror verüben wurden von
Ihnen geschügt, die anderen aber des Ter-
rors geziehen. (Beifall bei den Parteige-
nossen.)

Wehr Fürsorge!

Zum Kapitel „Sanitäts- und Humanitäts-
wesen“ hatten sich zahlreiche sozialdemo-
kratische und bürgerliche Abgeordnete zu
Worte gemeldet. Ueber die Leistungen des
Reiterats herrschte nur eine Stimme des
Coloz. Hatte doch selbst der Finanzreferent
den Ausbau und die Modernisierung des
niederösterreichischen Spitalwesens als groß-
artig bezeichnet. Allgemein war aber die
Klage über die viel zu geringe finanzielle
Dotierung und auch über einzelne Zweige
der Fürsorge, welche nicht dem Reiterat Hei-
mer angegliedert sind, mußten Aufstellungen
vorgebracht werden. So beschwerte sich Ra-
minger (soz.-dem.) über die ungenügen-
den und schlechten Herbergen für Arbeits-
uchende, in denen auch die Behandlung man-
ches zu wünschen übrig läßt.

Kathi Graf (soz.-dem.) wünschte ein ra-
scheres Arbeiten der Bezirksfür-
sorgegeräte, angesichts der Dringlichkeit
der Erledigung der Ansuchen vor Eintritt
der großen Kälte. Auch mögen bei Kon-
zeptionsvergebungen zuerst Kriegs-
invaliden und deren Hinterbliebenen berück-
sichtigt werden.

Kindner (soz.-dem.) bemängelte, daß die
Kinderheilstätte in Krems im Zuge
der merkwürdigen Sparungsmaßnahmen die-
ses dem Dr. Weirer unterstehenden Re-
sidentats immer weniger Kinder zugewiesen
erhält, so daß die Gefahr einer Auflösung
dieser Heilstätte besteht.

Schnofl (soz.-dem.) wies auf die unge-
heuren Lasten hin welche den Gemeinden
durch die ständigen Abstriche bei den Für-
sorgeausgaben des Landes entstehen. Die
Gemeinden welche in dieser Zeit der unge-
heuren Wirtschaftskrise für eine Anzahl von
Arbeitslosen zu sorgen haben, können diese
gewaltigen Ausgaben nicht mehr leisten. Ihre
Not wächst, sie können kaum noch produ-
ktive Arbeitslosenfürsorge betreiben. St. Pöl-
ten hat in den letzten Jahren nicht weniger
als 12 Millionen für Arbeitsauf-
träge ausgegeben, welche nachweisbar nur
Geschäftsleuten und Unternehmern in der
Stadt selbst zu Gute gekommen sind. Es
wurden mit diesen Aufträgen ausschließlich
für St. Pölten Arbeiter Arbeit geschaffen.
Nun kann aber die Gemeinde nicht mehr
weiter. In St. Pölten sind 3000 Arbeits-
lose, das ist die Höchstzahl die je-
mals erreicht wurde, die Ausgaben steigen
ins ungemessene, denen keine entsprechenden
Einnahmen gegenüberstehen. In den letzten
fünf Jahren hat St. Pölten über 800.000
Schilling für Arbeitslose und Kin-
derauspeisung ausgegeben müssen.
Wenn dieser durch das Heimwehreiben
frivol herausgehorenen Wirtschaftskrise
nicht bald ein Ende gemacht wird, so ste-
hen wir vor einer unübersehbaren Kata-
strophe.

Lämmer und Geier.

Roman von Luise Westkirch.

(21)

Dann ging sie heim, ohne Vater und Mutter noch gesehen zu haben.

Die Präsidentin und Herbert Tziffart lehrten an diesem Sonntagabend früher als üblich von Breitenbachs zurück, aufgeregt über das Drama, das sich bei Raizenrobs abgespielt hatte. Die Präsidentin drückte auf den Klingelknopf ihrer Etagentür, einmal, noch einmal. Die Tür wurde nicht geöffnet. Der Staatsanwalt zog seinen Drücker aus der Tasche und schloß auf.

„Deine Annie ist wohl ausgegangen?“
„Über als sie über die Schwelle trat, vernahm ich ein schmerzliches Wimmern, Stöhnen. Erschrocken öffnete die Präsidentin die Tür von Annes Kammer. Da sah sie auf zerwühltem Bett, in Krämpfen sich windend, Annie liegen, mit eingefunkenen Augen, blaß wie das Bettlaken.“
„Um Gotteswillen, Kind! Was ist mit Ihnen?“

Annie versuchte sich aufzurichten, stammelte: „Verzeihen Sie — ich wollte so gern — ich kann nicht — kann nicht aufstehen.“

Ein furchtbarer Würgenanfall schnitt ihr das Wort ab.

„Was haben Sie denn nur angefangen?“

„So hat meine arme Mutter gelitten, ehe sie starb,“ hauchte Annie, sobald sie reden konnte, „ganz so. — Ich glaub' — ich muß auch sterben.“

Tziffart ging sofort zum Telephon und rief einen Arzt an.

Der Doktor kam ohne Verzug, untersuchte die Kranke, erkundigte sich, was sie genossen habe und schüttelte den Kopf. Er konnte sich die Festigkeit des Anfalls, ungewöhnlich heftig für eine einfache Magenstörung, nicht erklären. Einstweilen verschrieb er schmerzstillende Mittel und versprach, am frühen Morgen wiederzukommen.

Die Präsidentin wachte die Nacht an Annes Bett, hielt ihre Hand und sprach beruhigende Worte. Sie hatte das stille Mädchen liebgenommen.

Allmählich wurden die Krämpfe gelinder, die Brechanfälle seltener. Gegen Morgen lag Annie still, ohne Schlaf, aber in lässlicher Erschöpfung. Da läutete die Türplocke. Die Präsidentin ging hinaus und lehrte gleich darauf zurück, Annes Gesangbuch in der Hand.

„Eben war der Gefelle Ihres Vaters da,“ berichtete sie. „Ihre Mutter sieht durch ihn das Buch, das Sie gestern hatten liegen lassen. Er mußte hier vorbei auf seinem Weg zum Abdecker. Das eine der Schweine Ihres Vaters ist in dieser Nacht ganz plötzlich eingegangen.“

Sie brach ab, denn die wie leblos Daliegende war mit einem wilden Schrei aus den Kissen aufgefahren, mit gerungenen Händen, mit weit aufgerissenen Augen.

„Tot! — Auch tot! — Diese Nacht! — Das Schwein auch! — Oh, meine arme Mutter! — Mein armer, armer Vater! — Dann muß er sterben wie sie! — Dann muß ich sterben! — Alle, alle müssen wir sterben!“

Sie sank zurück, sie drückte das Gesicht in das Kissen, sich windend vor Qual. Erschüttert sprach die Präsidentin ihr zu.

„Neben Sie doch verständlich, liebes Kind. Was erschreckt Sie so sehr? Wieso müssen Sie sterben? Warum muß Ihr Vater sterben?“

Annie antwortete nicht, sie wimmerte bloß. Erst auf die dringenden Vorstellungen ihrer Herrin klüfferte sie endlich schon: „Das Stück Apfelsuchen, das meine Stief-

mütter mir gestern ausgebrungen hat — ich konnt's nicht essen — das meiste hab' ich dem Schwein gegeben — es ist dran gestorben.“

Mit Mühe faßte die alte Dame die furchtbare Anklage in den Worten:

„Kind! Kind! Wissen Sie auch, was Sie reden?“

„Es ist furchtbar,“ murmelte Annie — „unbegreiflich furchtbar — Aber wenn mein Vater — mein armer Vater! — noch zu retten wäre — — liebe Frau Präsidentin —“

„Ja, ja, Kind. Ich rede mit meinem Sohn. Er wird das möglichste tun.“

Ihr war eingefallen, daß Melbers Geselle vorhin erzählt hatte, auch sein Meister liege krank an einem seiner sehr immer wiederkehrenden Anfälle. Und diese Tatsache gab der Erzählung des Mädchens ein erdrückendes Gewicht.

Tziffart saß noch daheim über Allen. Er kam sofort. Annie mußte ihre Erzählung wiederholen. Und da zur selben Zeit der Arzt eintrat, zog der Staatsanwalt ihn ins Vertrauen. Der Doktor meinte, daß die rätselhaften Krankheitserscheinungen in der Tat durch Vergiftung am ersten zu erklären sein würden, und machte sich sofort daran, den Magen der Leidenden auszusumpfen. Herbert Tziffart aber nahm Hut und Mantel und ging zur Post.

Eine Stunde später stand Ritter vor dem Polizeisekretär Winter. Der Chef setzte ihm den Fall auseinander.

„Sie tun not. Das gefallene Schwein ist beim Abdecker schon beschlagnahmt und wird chemisch untersucht werden. Nach unserm Nachforschungen besteht dringender Verdacht, daß auch die erste Frau Melbers das Opfer eines Giftmordes geworden ist. Die Leiche soll ausgegraben werden. Ihnen als dem Schneidbisten und Findigsten meiner Beamten möchte ich die Untersuchung an der Stätte des Verbrechens selber übertragen — eines Verbrechens, so gemein und ungeheuerlich, wenn unser Verdacht sich bewahrheitet, wie uns lange keines vorgekommen ist. Prüfen Sie sorgfältig. Suchen Sie die Schuldige zu überführen, falls Sie eine Schuldige finden, und sehen Sie alles daran, das Opfer zu retten. Ein paar Schußleute nehmen Sie gleich für den Fall der Verhaftung mit. Sie können irgendwo verborgen auf Ihren Ruf warten.“

Ritter hörte mit niederschlagenden Augen, mit zusammengebissenen Zähnen, stramm und stumm, die Anklage an, die furchtbare Anklage gegen die Frau, die er liebte, die einzige Frau, die er je geliebt hatte. Er hätte aufschreien können: „Schützen Sie einen andern, Herr Sekretär — einen andern! — nicht mich! — nicht mich!“

Aber die Worte fielen ihm auf den Lippen fest. Nicht die gewohnte Disziplin allein machte ihn verkommen. Wissen wollte er, mit eigenen Augen sehen, was er nicht glauben konnte — was, wenn es als wahr sich erwies, all seine Menschenkenntnis umstieß. — Und doch! Und doch! Wenn er zurückdachte — da war ein graujames Glimmen in der Geliebten Augen gewesen, da war ein geheimnisvolles Lächeln um ihren Mund — Und was hatte Martin Lenz über die Schwester angedeutet, was er, verblendet von seiner Leidenschaft, nicht hatte verstehen wollen, nimmer hätte er gahen lassen? — Jetzt mußte er Klarheit haben.

Er steckte die Taschentücher zu sich, den Verhaftungsbefehl, die in Chef ihm zuschob. Die befohlenen Schutzleute standen

schon bereit, folgten ihm unauffällig. Und er wanderte den Weg, den er so oft gewandert war — mit was für andern, mit was für seligen Gefühlen.

Er öffnete die Tadelnür. Ein halbwüchsiges Mädchen bediente.

„Frau Melber ist in der Wohnung. Sie verläuft heut nicht. Sie muß ihren Mann pflegen. Der Meister liegt schwer krank.“

Ritter ging durch die Tadelnür. Auf dem Ledersofa hier hatte er die geliebte Frau zum ersten und einzigen Mal geküßt — heut brachte er ihr den Tod.

In der Küche fand er Rose. Sie stand am Herd, eine Tasse in der Hand. Ihr Gesicht leuchtete durch die Dämmerung vor Blässe. Das Gesicht eines Kampfers, fuhr es Ritter durch den Sinn. Wo hatte er seine Augen gehabt? —

Rose befand sich in furchtbarer Aufregung. Unter einem Vorwand hatte sie bei Tagesgrauen den Gefellen zu Annie geschickt. Wenn der Stiefsohn der Waise für immer geschlossen war, so war es gut, selbst wenn der Arzt die Todesursache erkannte. Niemand hätte sie Annie den Kuchen geben sehen. Und es war durchaus glaubwürdig, daß das überempfindsame Mädchen freiwillig in den Tod gegangen war aus Kummer über das Zerwürfnis mit ihrem Vater, über ihre hoffnungslose Liebe. — Nun aber war über Nacht das Schwein verendet, und Annie lebte noch. Rose erriet den Zusammenhang. Wenn Annie am Leben blieb, würde sie ihn jedenfalls auch erraten, vielleicht sogar der arglose Melber selber. Da gab's kein Börgern mehr. Luft mußte sie sich schaffen auf Viegen oder Brechen. Ab und zu schüttelte sie ein nervöses Grauen. Fast tat sie sich selber leid, daß sie gezwungen war zu tun, was sie tun mußte. Aber gewaltig raste sie, all ihre furchtbare Willenskraft zusammen. Hinter dem Entschlossenen lag ja das Glück, das ganz große Glück. Ein paar Tage der Angst und Sorge noch — und sie saßte es, hielt es fest für immer —

„Guten Morgen, Frau Melber.“

Sie fuhr zusammen beim Laut der Stimme. Er, um den ihr sündiges Verlangen beständig spielte! Aber jetzt hätte er nicht kommen dürfen, jetzt nicht! — Fast hätte sie die Tasse fallen lassen, die sie in der Hand hielt.

„Ach, Sie, Herr Wachmeister. Ich bin heut etwas schreckhaft. Verzeihen Sie. Ich kann Sie nicht in die Stube nötigen, kann Sie auch nicht bitten, zu bleiben. Ich habe keinen Augenblick Zeit, bin ganz allein — Und mein Mann liegt schwer krank.“

Wie ihre Hände zitterten, was für eine wilde Angst in ihren unruhigen Blicken flackerte! Von seinen Augen waren die schmeichelnden Gläser gefallen, durch die seine Leidenschaft die begehrte Frau geschaut hatte. Nicht mehr das reizvolle Weiß, nur die Verbacherin sah er jetzt. Schneidend klang seine Stimme.

„Finden Sie nicht, Frau Melber, daß es in Ihrer Familie auffallend viele Krankheiten und Todesfälle gibt?“

„Wieso? — Wie meinen Sie das?“

„Nun, erst Melbers erste Frau, jetzt er selbst und seine Tochter.“

„Ist Annie krank?“

Unbedacht stieß sie die Frage hervor, und hätte im nächsten Augenblick viel darum gegeben, sie nicht gesprochen zu haben, denn Ritter versetzte: „Ei, Sie haben doch heute morgen selbst den Gefellen hingeschickt, um sich nach dem Befinden Ihrer Stiefsohn zu erkundigen.“

„Ja — ja, allerdings. Ein harmloses Unwohlsein. Krankheit nenne ich derlei nicht.“

„So. Aber daß Ihre Stiefsohn unwohl sein müsse, nahmen Sie doch an, obwohl sie gestern gesund aus Ihrem Hause gegangen war?“

„Ja — das heißt — nein, ich wollte sagen — Ach, Ritter, ich weiß ja nicht mehr, was ich sagen wollte. Es stimmt zu-

viel auf mich ein — Da! — Da! — Hören Sie! Mein Mann ruft. Jazwohl, es ruft. Ich soll ihm seine Arznei bringen. Entschuldigen Sie mich.“

Sie wollte an Ritter vorbeistürmen. Er legte mit eisernem Griff die Hand auf ihren Arm.

„Diese Arznei werden Sie Melber nicht bringen!“

„Wie denn —?“ Sie wollte sich empören stellen, aber sie brachte die Worte nicht hervor. In dem grauen Novemberlicht, das dämmerig die Küche füllte, sahen der Mann und die Frau einander stumm in die Augen, eine halbe Minute lang. Dann wußten beide.

Ritter drückte rauh den Arm, den er hielt.

„— So ist es wahr! — Das bist du! Das! — Dreifache Mörderin! — Oh, ich Wahnsinniger!“

Noch einmal regte sich in Rose die Hoffnung. Durch seinen Zorn hatte tiefen Schmerz geklungen.

„Und wenn ich's wär' — und wenn alle Richter der Welt mich verdammen — du, Ernst, du dürftest's nicht — du nicht!“

Er griff nach der Tasse.

„Für den Gerichtsarzt.“

„Nein! — Es ist dein Ernst nicht. Für dich allein hab ich mich freimachen wollen, hörst du! Einzig für dich! — Weil du nur die freie Frau lieben wolltest! — Und hab nicht nach dem Preis gefragt. Nach was frag ich, wenn du mich in den Armen hältst? — So lieb ich dich — Und du, Ernst! Kannst du mich töten wollen? — Hast du das Herz? — Ernst!“

„Ich bin im Amt hier.“

Da sah sie, daß keine Hoffnung blieb. Mit aalglatter Wendung entriß sie das Getränk seinem Griff.

„Nun denn! So frag ich nach nichts mehr auf der Welt! — Braucht deinern Gerichtsarzt nicht zu bemühen. Ich selbst geb dir den Beweis. — Laß dir mit einem Orden die Stelle schmücken, wo bei andern Männern das Herz sitzt!“

Ehe er sie hindern konnte, hatte sie die Tasse bis zum Grund geleert. Sie schenkte ihm das Gefäß zerplitternd vor die Füße und floh aus der Tür.

Er stürzte ihr nach. Da sah er eben noch, wie sie aus einer Lade in der Stube ein kleines Fläschchen nahm und an die Lippen führte. Wie vom Blitz getroffen, brach sie zusammen.

Es war fast Abend, als Ritter von seiner Hausfuchung, den dienstlichen Berichterstattungen und den notwendigsten Anordnungen in sein Heim zurückkehrte, siebernd, kaum auf den Füßen sich haltend.

Kornelie erschau über sein Aussehen.

„Ernst! Ich vergeh' vor Angst. Seit Monaten bist du verändert. Krank schienst du mir oft. Aber heute — heute schaust du aus, als kämest du aus dem Grab zurück. Nieber, einziger Druber! Sprich dich doch einmal zu mir aus.“

„Sei ganz ruhig,“ erwiderte er und kaum erkannte sie seine Stimme, so fremd klang sie ihr. „Was aus mir lastete, ist vorbei — für immer vorbei. Es kommt nicht wieder. Fortan wird keine Frau jemals sich zwischen dich und mich drängen.“

„Eine Frau? — Du hast eine Frau geliebt?“

„Frag' nicht. Es ist vorbei. Es muß vorbei sein.“

Er schloß sich in seinem Zimmer ein. Eine Weile saß er wie zu Stein geworden. Aber bald sprang er auf. Betäuben mußte er den rasenden Schmerz, der ihn wahnsinnig zu machen drohte. Ernst Ritter aber konnte nur einen Weg der Betäubung: seinen Dienst. Wenn er seine Gedanken zusammenhalten mußte, beobachten, kombinieren, so würde er vielleicht auf Augenblicke vergessen können — vergessen den letzten, vorwurfsvollen Blick der dunklen Augen, die ihn mit ihrem Zauber eingesponnen hatten, vergessen das in Qual

Das Verrätertor.

Roman von EDGAR WALLACE.

(17)

verzerrte Gesicht der Toten, die er geliebt hatte, die er selbst hatte vernichten müssen. Vorsichtig glitt er aus seiner Wohnung. Das Haus Reichstraße 25 war ihm eingefallen, das er seit Wochen umschlich, um den geheimen Ausgang zu entdecken, der vorhanden sein mußte. Zwischen den Rückseiten der Häuser an der Reichstraße und den Häuserrückseiten der mit ihr parallelen Hängelstraße gab es einen schmalen Durchgang, auf den die Hintergärten und Höfe der beiden Straßen mündeten. Hinter einem Mauervorsprung verborgen, hatte Ritter nächtelang in diesem Durchgang Wacht gehalten. Aber aus der Hintertür von Nummer 25 war niemand gekommen, niemand schlüpfte durch das Pförtchen in den dunklen Durchgang oder kletterte über die Planke, die den Hof abgrenzte. Menschenleer bis zum grauen Morgen blieb das Gäßchen. Heute wollte er sich von neuem an die Lösung des Rätsels machen.

Kalt wehte der Novemberwind. Einzelne Schneeflocken fielen. Die eisige Luft tat ihm wohl. Den Manteltragen hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, umkreiste er den verdächtigen Fiedel. Er mied die Reichstraße. Er mied auch den Durchgang hinter ihr. In weitem Bogen, durch Querstraßen, durch Parallelstraßen, wendend, umschritt er den Häuserblock, dessen Mittelpunkt Nummer 25 bildete. Er begegnete kaum einem Menschen. Die unheimliche Witterung, die dunkle Nacht stellten sie alle in ihren Wohnungen. Stummen vergingen. Wahrscheinlich war sein Furchen auch heute vergeblich. Aber er fürchtete sich vor der Einsamkeit seiner Wohnung, seinen Erinnerungsbildern. Und er fuhr fort zu wandern, immer denselben Weg, fast gedankenlos, empfindungslos zuletzt, denn seine Leidensfähigkeit war er-

ihm folgte, das war unperfekter der „Schwarze Peter“. Neben ihm schritt „Karamellen-Karle“. Ein vieredriges Kind schimmerte weiß im Laternenlicht. Jetzt zog er aus der Manteltasche eine Papierdüse und holte krächzend eines der Gutseln hervor, nach denen er seinen Namen trug. Die schlante, vornehme Gestalt des „Prinzen“, des Falschspielers, glitt vorüber, der „lange Philipp“ trotzte vorbei, der „Missionar“, „Kracher-Willem“. Als letzter kamnte mit hastigen, schlängeligen Bewegungen „Zupelker-Frige“, der Polizeiwächter, hinter seinen Genossen her.

Wahrhaftig! Die Diabolbrüder. Sie waren's. Sie kamen aus einer ihrer Sitzungen.

Und jetzt kannte Oberwachmeister Ritter auch den zweiten Ausgang des Hauses Reichstraße 25: ein unterirdischer Gang führte aus seinen Kellerräumen unter dem Gäßchen zwischen den Hinterhäusern hindurch in das Haus Nummer 18 der Hängelstraße.

Vierzehntes Kapitel.

Ungemach ließ es, in Schwärmen einherzuziehen. Hat eine Krähe erst die Erfahrung gemacht, daß der Uhu vor der Vogelstut nicht zu fürchten sei, so kommen sie in Scharen, ihn zu verhöhnen und den am Boden Liegenden fallen die Hunde an. Den Trank dieser bitteren Wahrheiten bekam Hector Maienrod in diesen Tagen bis zur Neige zu schlürfen. Der Skandal der aufgedeckten Schwindereien einiger Banken zog immer weitere Kreise und immer aufdringlicher trat unter dem Namen derer, die als die verborgenen Helfershelfer bei den großartigen Betrügereien mitgewirkt hatten, der Maienrods hervor. Einen bündigen Beweis ge-

JAN DERRIKSENS DIENSTJAHR

Unser neuer Roman hält jede Leserin und jeden Leser vom Anfang bis zum Schluß in fortwährender Spannung. In ein plötzlich, durch Erdbeben, arm werdender Millionär, muß nun selbst sein Brot verdienen. Nach langem Suchen findet er durch Zufall eine Chauffeurstelle . . .

sch, endlich stumpf geworden am allzu großen Weh dieses Tages. Eben bog er wieder um die Ecke der Hängelgasse, die zwischen der Reichstraße und dem freien Feld herlief. Auf ihrer linken Seite säumten sie einstöckige Häuschen inmitten schlecht gepflegter Gärten. Ihre der Reichstraße zugewandte Seite dagegen bildete eine zusammenhängende Reihe vielstöckiger Mietshäuser, hieß ich, einfüßig und überfüllt von einem Gewimmel ermüdeten Mieter. Auch diese dichtbevölkerte Straße lag heute leer. Von der Annenkirche schlug es Mitternacht.

Da —! Ritter stieg, aus einer der Haustüren trat ein Mann. Glig schwang sich der Wachmeister über den niedrigen Zaun des nächsten Gartens, verbarg sich in dem Bretterverschlag einer halb zerfallenen Laube, wartete. Der Mann nahm die Richtung nach seiner Seite, mußte auf seinem Vorfuß vorüberkommen, vorüber an der Laterne, deren Licht im Wind zitterte. Und jetzt — jetzt tauchten noch zwei Gestalten aus derselben Tür auf, die in tiefer Nacht nicht verschlossen schien. Sie nahmen sich auch nicht die Mühe, sie wieder hinter sich zu verschließen. Gleich darauf entquollen ihr wieder drei Männer. Zwei wandten sich nach der anderen Seite, der dritte folgte der dreien, die auf Ritter zutamen. Unpöblich war die nachtsille Straße belebt von acht Personen. Eine Versammlung mußte in einer der Wohnungen stattgefunden haben. Doch hatte Ritter seit Stunden kein Licht in den Fenstern eines der Stockwerke gesehen. Sein Herz schlug ungestüm, als jetzt der erste der Männer den Lichtkegel der Laterne durchsuchte. Er trug den Kopf gesenkt, das Gesicht von Hut und Manteltragen fast verhüllt. Das gelbe Auge des Polizisten erkannte aber doch den breiten Rücken, die herkulischen Schultern des „Schlächter-Emit“. Und der

gen ihn gab's noch nicht. Aber die Geschädigten begannen schon, sich in sein Büro zu drängen und ihn mit Vorwürfen und Forderungen zu überhäufen. In seiner Nervosität wagte Maienrod sich gar nicht mehr in seine Geschäftsräume. Sein Vorsteher mußte ihm die eingegangene Post in seine Wohnung bringen. Dort lag sie, zu Stößen gehäuft, auf dem Frühstückstisch; Geschäftsbriefe, Anzeigen, Anfragen — mitten dazwischen ein rosenrotes Billet von Jeannette, in dem sie sich schmerzlich beklagte über des Geliebten Fernbleiben und sich stellte, als ahne sie nichts von dem plumpen Vorgehen ihrer Mutter.

Berlegen suchte Maienrod das Briefchen vor Zeringards Augen zu verbergen. Sie sah's und lächelte wehmütig. Nein, seine Untreue verletzete ihr keinen Stich ins Herz mehr. Mit größerer Unruhe betrachtete sie einen Brief von geschäftsmäßigem Aussehen, der zwischen den anderen hervorsteckte.

„Was mag das für ein Schriftstück sein, Hector? — Es sieht fast aus wie eine Verladung.“

Sie war nicht umsonst eines Juristen Kind.

Hektor riß den Umschlag auf und lächelte kurz auf.

„Wahrhaftig, du hast recht. Eine Verladung vor das juristische Ehrengericht. Alle Achtung! Meine Herren Kollegen sind rührige Leute.“

Zeringard war nicht beruhigt. „Du nimmst es leicht.“

„Weil sie mir nichts anhaben können, Herz. Mich als einen Geächteten vor sich zu sehen, das wäre ein Freßten für sie. Sie werden sich den Appetit vergehen lassen müssen.“

(Fortsetzung folgt)

Lady Cynthia war an diesem Tag nicht in lebenswürdiger Stimmung, und wenn ihr Mann den geringsten Entschuldigungsgrund gefunden hätte, so wäre er vom Hause fortgejagt. Unlücklicherweise hielt auch ihn die Pflicht im Tower zurück und so mußte er zu Hause bleiben und ihren Unwillen über sich ergehen lassen.

„Sehr unbesonnen von Dir, sicher,“ sagte er nun schon zum zten Male, „aber er ist sehr empfindlich, wenn es sich um das Mädchen handelt.“

„Empfindlich!“ sagte sie vorwurfsvoll. „Er ist unverschäm! Und diese Sache scheint auch den stupiden Longfellow angeht.“ „Du hast mich nicht nur persönlich gebeten, mit ihm zu speisen, sondern hat das ausdrücklich noch durch einen langen Brief bestätigt. In der letzten Minute hebt er die Einladung auf, weil es ihm diese junge Person suggeriert hat, wie ich vermute!“

„Welche junge Person?“ fragte der Oberst, der im Augenblick an deres Gedacht hatte.

„Du hörst niemals zu, wenn ich mit dir spreche,“ sagte sie kurz, „es ist doch zu schlimm mit dir, John! Die Halswell mußte dir auf den Knien danken und dir jeden Wunsch erfüllen. Er hätte doch den Dienst quittieren müssen, als sein Bruder damals ins Gefängnis kam. Es schadet dem Ansehen des Regiments, wenn der Bruder des ältesten Offiziers ein Verbrecher ist!“

„Du hast ja damals um seinen Abschied gebeten, aber ich wollte ihn nicht annehmen. Wenn ich das getan hätte, würde es einen Aufstand in der Offiziersmesse gegeben haben. Wir können doch nichts dafür, wenn unsere Verwandten dumme Geschichten machen,“ entgegnete der Oberst böse. Sie kannte ihn genügend, um die Warnung zu verstehen, die in seinem Ton lag.

„In der ganzen Familie Halswell ist irgend etwas faul!“ sagte sie. „Ich würde mich nicht wundern, wenn Du auch so etwas Neuliches anstellst wie dein Bruder.“

„Was ist das nun schon wieder für ein Unsinn!“ jagte der Oberst aufgebracht.

„Sie sind doch nur Halbbrüder. Graham's Mutter war eine üble Frau. Alle die Schlechtigkeiten sind durch sie in die Familie gekommen. — Hast du heute eine Einladung zum Essen?“ fragte er dann und hoffte, eine bejahende Antwort zu erhalten.

„Nein, ich werde nicht außerhalb speisen. Ich muß dir auch noch sagen, daß Bobby Longfellow neulich sehr unhöflich zu mir war — direkt ungepöpst.“

„Was hat er denn gesagt?“

„Nicht, was er gesagt hat, war unverschäm, sondern wie er es gesagt hat. Er wird unausstehlich. Du weißt am besten, John, daß die ganze Division im Regiment sehr nachgelassen hat. Ich will ja nicht sagen, daß du das verschuldest.“

„Dann denke einmal darüber nach, wessen Schuld es ist,“ sagte der Oberst verschmüht, als er aufstand. „Ich gehe jetzt zum Ordonanzimmer. Ich werde dich später wiedersehen.“

Als er zum Tee zurückkam, wozu er ja verpflichtet war, hatte sich Mylady mit Kopfschmerzen in ihr Boudoir zurückgezogen. Er fand eine kleine Besondere durch ihre Hofe und freute sich über seinen gemütlichen Tee. Später kam der Adjutant zu ihm. Er zeigte ihm drei Leute in Zivil, die mit einer leichten Leiter über den Grenierplatz kamen.

„Ich glaube, das Schamant hat Angst um die Kronjuwelen!“ sagte der Offizier. „Sie haben einen Beamten vom Ministerium aus geschickt, um die Markglocken zu untersuchen.“

Der Oberst lachte. Er war daran gewöhnt, daß von Zeit zu Zeit solche Dinge von Whitehall anordnet wurden. Einmal hatten sie die Schatzkammer ausgetauscht — bei einer anderen Gelegenheit waren Detektive geschickt worden, um die Aufseher zu verhören, weil ein geheimnisvoller Amerikaner sich zu

sehr nach dem Wert, Gewicht und Größe der beiden großen Diamanten erkundigt hatte, die in dem Tresor oben aufbewahrt wurden.

„Ich möchte mal den Mann sehen, der das Beispiel des Oberst Blood nachzumachen wagt — ich glaube nicht, daß jemand das tut, wenn er nicht ganz und gar verrückt ist.“

Er war in der Offiziersmesse und las eine eben eingetroffene indische Zeitung, als ein Telephonanruf für Lady Cynthia kam. Sie sandte ihre Hofe mit dem Befehl, daß sie nicht gestört werden möchte. Das Mädchen kam aber gleich wieder.

„Der Herr sagt, er möchte Sie umbedingt sprechen, gnädige Frau. Er versucht schon seit dem 10. Juni mit Ihnen in Verbindung zu kommen.“

Der Eindruck, den diese Worte auf Lady Cynthia machten, war außerordentlich. Sie setzte sich im Bett aufrecht und es suchte in ihrem Gesicht.

„Schön gut — ich werde herunterkommen. Stellen Sie das Telephon zum Arbeitszimmer des Obersten um.“

Ihre Stimme war etwas heiser, das fiel der Hofe auf, aber sie konnte nichts Besondere in dem Gesichtsausdruck ihrer Herrin erkennen. Cynthia lief fast die Treppe herunter, schloß die Tür fest und sprach fünf Minuten lang mit leiser Stimme ins Telephon. Als sie wieder herauskam, war sie blaß, wie das Mädchen bemerkte, aber die Kopfschmerzen waren ja Gutschuldigung genug für sie.

Als der Oberst zurückkam, fand er seine Frau im Salon. Sie war in Gesellschaftskleidung, ihr Mantel lag über einer Stuhllehne.

„Gehst du aus, meine Liebe?“ fragte er. „Ja. Ich habe mich eben an eine Verabredung erinnert, die ich schon vor einem Monat einging. Es ist schrecklich. Du hast doch nichts dagegen, John?“

„Dagegen? Nicht im geringsten. Ich werde allein zu Abend speisen, oder im Kasino.“

Sparbarkeit war eine Schwäche der Lady Cynthia.

„Das Abendessen ist gerichtet, und es darf nicht unkommen. Lade dir einen Cass ein. Ich werde um elf Uhr zurück sein.“

Am liebsten hätte der Oberst Dick Halswell zu sich gebeten, aber er hatte Dienst. Der Adjutant hatte eine andere Verabredung, und Mißsip war nicht in der Stimmung, höfliche Phrasen mit dem ältesten Major zu wechseln. So entschied er sich denn, allein zu speisen. Als der Gong erklang und er in das geläufte Zimmer ging, in dem das Mahl auf ihn wartete, kam ein ganz unerwarteter Besuch. Es war Diana Marlyn in ihrer frohlichsten Laune.

„Großer Gott, Diana!“ sagte der Oberst verwirrt. „Was führt Sie hierher?“

In diesem Augenblick war er hoch erfreut, daß Lady Cynthia ausgegangen war.

„Ich komme auf die Bitte Ihrer Gattin“, war die verwunderliche Antwort.

„Cynthias?“ fragte er ungläubig.

„Sie hat mich, zum Abendessen zu kommen — sie telephonte mit meinem Mädchen, als ich ausgegangen war. Natürlich wollte ich gern kommen — ich habe Cynthia gern, und es tut mir sehr leid, daß sie mich nicht mehr mag.“

„Aber meine Liebe“ — er war ganz verwirrt über diese Neuigkeiten — „Cynthia ausgegangen. Sie hat eine Verabredung, die sie schon vor einem Monat getroffen hat. Das ist ja fatal. . .“ Er klingelte nach der Hofe seiner Frau, aber das Mädchen wußte nicht, wo Lady speiste.

„Legen Sie ein Gedeck für Miß Marlyn auf“, sagte der Oberst. „Sie bleiben natürlich, Diana“, sagte er, als sie zögerte. „Cynthia würde es mir nie vergeben, wenn ich Sie gehen ließe!“

Er brachte eine Entschuldigung nach der anderen für seine Frau vor, aber im Grunde war er gar nicht unzufrieden, eine so entzückende Tischdame zu haben, und das Abendessen wurde viel angenehmer, als er jemals vorher geglaubt hatte.

Gegen Ende der Tafel fragte sie ihn etwas.

„Wie Sie hier herauskommen?“ Er lachte heiter. „Wissen Sie, daß Sie im Tower eingesperrt und eingeregelt sind, und daß die Schildwachen Sie erst nach der Lösung fragen werden und Sie mit dem Bajonett durchbohren, wenn Sie sie nicht wissen?“

„Dann käme ich wohl schwerlich durch“, sagte sie. „Haben Sie denn Antworten im Tower?“ fragte sie unschuldig.

Er nickte. „Ja, es gibt ein Wort für alle Wachen in London, es wird täglich geändert.“

„Abrafadaba“, schlug sie lächelnd vor. „Nein, nicht so kompliziert. Der arme, alte Wächter würde ja einen fürchterlichen Schrecken bekommen, wenn er sich ein solches Wort merken müßte. Nein, es ist gewöhnlich der Name einer Stadt. Heute abend ist es — warten Sie mal — Boston, das ist es!“

„Boston!“ Sie konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen. Es war also keines der vier Worte, die Trayne erwartet hatte.

Aber wie konnte sie die Aenderung durch ein Zeichen klarmachen? Sie dachte bis zum Schluß des Abendessens intensiv darüber nach. Dann kam ihr ein Einfall, der es ihr verhältnismäßig einfach erscheinen ließ. Als sie einen Augenblick allein war, schrieb sie das Wort auf ein Stück Papier, wickelte es um ein Schillingstück und verwahrte es sorgfältig in ihrer Handtasche.

Um zehn Uhr wollte sie gehen. Und sie hatte die richtige Zeit gewählt, denn kaum waren sie aus dem Hause, als Lady Cynthia anlautete, daß sie erst um Mitternacht wiederkommen konnte.

Als sie nach dem Wächterhaus gingen, sah sie eine Jeremie, von der sie oft gehört hatte — jene mittelalterliche Gepflogenheit, die seit Hunderten von Jahren jeden Abend im Tower beobachtet wurde.

Durch das trogige Tor des Bluturms marschierete eine kleine Anzahl Leute. Das Lampenlicht glitzerte auf den blanken Bajonetten. Ein Mann mit einer Handlaterne ging voran. Dann fragte eine scharfe Stimme: „Halt! Wer kommt dort?“

Die Kolonne hielt, und eine tiefe, martialische Stimme antwortete: „Die Schlüssel!“

„Welchen Schlüssel?“ fragte die Schildwache.

„König Georgs Schlüssel“, war die Antwort.

Dann traten die Leute auf ein Kommando in Reih und Glied. Man hörte Dick Hallowells tiefe Stimme: „Uebergib König Georgs Schlüssel! ... Achtung, präsentiert das Gewehr!“

Die Gewehre flogen mit einem Ruck herunter — nach mehreren Kommandos wechselten sie die Plätze. Dann nahm der alte Wächter, der die Schlüssel trug, seinen Hut ab, und sein Ruf hallte über den einsamen Platz weg: „Gott schütze König Georg!“

„Nennst man das die Schlüssel?“ fragte Diana flüsternd.

„Ja. Es ist sonderbar, nicht? Diese Zeremonie wurde nur in einer Nacht abgeändert, als die Königin Victoria starb und man noch nicht wußte, welchen Namen der neue König annehmen würde.“

Ihr Herz schlug wild, als sie das Schachhaus passierten. Es stand eine Schildwache dort, eine andere war vor dem Verrätertor postiert, weiter unten am Festungsgraben sah sie eine dritte und am äußeren Tor noch eine. Ihre Knie zitterten, als sie nach Tower Hill kamen und der Bursche des Obersten nach einem Auto geschickt wurde.

Ein Zeitungsjunge kam heran. Bevor er ihn wegzagen konnte —

„Ja bitte“, sagte sie schnell und ließ die Münze mit dem Papier in seine Hand gleiten.

Sie hätte vergessen, die Zeitung an sich zu nehmen, aber er reichte sie ihr.

„Ich liebe die Kreuzworträtsel so sehr“, sagte sie atemlos, als der Oberst sie sanft wegen ihrer Neugierde nach sensationellen Nachrichten tadelte.

Sie war beinahe ohnmächtig, als der Wagen ansuhr.

Die Uhren der Stadt hatten eins geschlagen. Da löste sich heimlich ein Motorboot aus dem Dunkel des Surrey-Ufers. Es fuhr östlich zur Londonbrücke, vorbei an Billingsgate und nahm dann langsam seinen Kurs nach dem Nordufer. Mit ab-

gestelltem Motor näherte es sich dem steinernen Quai des Tower. Die vier Mann der Besatzung griffen mit der Hand nach der Seite der Quaimauer und zogen das Boot daran entlang, bis sie am St. Thomas-Turm vorüber waren und sich beinahe gegenüber dem Schildhaus befanden, das an der Anlegestelle stand. Als der Führer der Gruppe scharf über den Rand des Quais ausspähte, sah er, wie der Posten eben heraustrat, das Gewehr schulterte und mit schnellen Schritten zu dem östlichen Ende seines Bereichs ging. Es hatte im Augenblick aufgehört zu regnen. Einer der Leute sprang ans Ufer, kletterte über das Geländer, beugte sich vor, ließ dann geräuschlos nach dem Schilderhaus und verschwand im Dunkeln. Bald darauf kam der Posten wieder. Er hielt vor dem Wächterhaus an und nahm das Gewehr ab, der Kolben stieß auf dem steinigen Boden auf. Es schien ihnen eine Ewigkeit zu dauern — dann hörten sie einen erstickten Schrei, das Geräusch eines fallenden Gewehres und dann war es ruhig.

Ein anderer Mann hob eine leichte Leiter vom Deck des Bootes, schob sie über das Geländer und sprang hinüber. Die beiden anderen folgten ihm. Der letzte, der das Boot verließ, war Graham Hallowell. Er trug die Uniform eines Offiziers der Berwick-Garde. Er hielt seinen Säbel, damit er nicht auf dem Pflaster klappern konnte. Schnell eilte er über den Platz, der die Anlegestelle von dem Verrätertor trennte. Er schaute sich nicht um, was aus dem Posten geworden war, es blieb keine Zeit, auch nur einen Gedanken an den unglücklichen Mann zu verschwenden, der bewußtlos am Boden lag. Eine Sekunde später kletterte er die Leiter hinab, die in die Vertiefung hinuntergelassen war. Er nahm zwei Stufen auf einmal. Er hörte jemand an dem großen, mit eisernen Nägeln beschlagenen Tor arbeiten, das sich so oft geöffnet hatte, um Verräter und Unschuldige einzulassen. Er konnte nicht sehen, was sie machten, aber plötzlich hörte er eine Stimme neben sich: „Kommen Sie!“

Er schlüpfte durch das offene Tor und stand den Stufen gegenüber, die zu dem Bluturm führten.

Neuerliche Vorsicht war hier geboten. Sie hörten die Schritte einer Schildwache, die auf und ab gieng. Aber im Dunkeln konnte man sie nicht sehen.

Wieder glitt der Führer geräuschlos vor aus. Er trug einen kleinen Stahlgylinder in der Hand, an dem ein platter, trichterförmiger Apparat befestigt war, aber Graham hatte weder Zeit noch Lust, sich darum zu kümmern. Er vermutete, daß er irgend ein betäubendes Gas enthielt, denn er hatte vorher gesehen, daß der Mann sein Gesicht mit einer Gasmaske bedeckte, ehe er das Boot verließ.

Die Uhr eines Kirchturms der Stadt schlug viertel nach eins. Kein Laut kam von vorn, als sie an den Stufen vorbeischlichen.

„Halt! Wer kommt dort?“ Graham hielt den Atem an. Ihr Mann war von der Schildwache gesehen worden.

„Freund.“

„Tritt näher, Freund, und gib die Lösung.“

Leise kam das Wort zurück.

„Boston.“

„Du kannst passieren, Freund — alles ist in Ordnung.“

Sie hörten nichts mehr. Nach einer Weile kehrte der Führer zurück, und sie gingen östlich weiter, der Mauer entlang.

Als sie an dem Schilderhaus vorbeikamen, sah Graham eine zusammengelaurete Gestalt. „Ich habe eine Flasche Whisky hineingestellt“, sagte Mawsey — Graham erkannte jetzt den Mann mit der Maske — „Sie müssen vorgeben, daß er betrunken ist.“

Er öffnete die Tür eines kleinen, runden Turmes, offensichtlich eines Vorwerkes, das als Wohnraum für einen Beamten benutzt wurde. Hier drängten sie sich hinein.

„Treten Sie dicht zu mir“, flüsterte er Graham ins Ohr. „Wenn ich Ihren Bruder zu Fall bringe, treten Sie sofort an seine Stelle.“

Als er um die Ecke spähte, sah er den Schimmer einer Laterne. Es war Dick, der die Kunde machte, um die Wachen zu inspizieren. Er schien von der Mauerseite zu

kommen und wollte jetzt wohl zur Hauptwache zurück. Sie kamen mit großen Schritten vorbei, ein Trommler ging mit einer Laterne voraus, dann folgten zwei Mann und ein Unteroffizier und schließlich kam Dick. Sie passierten den Torweg.

„Best!“ zischte eine Stimme in Graham's Ohr. Er vernahm keinen Ton, aber Dick schien plötzlich zusammenzufallen. Im nächsten Augenblick hatte Graham seine Stelle eingenommen. Einer der Leute vor ihm drehte sich halb um, als ob er ein Geräusch gehört hätte.

„Sehen Sie gerade aus!“ sagte Graham scharf, genau in demselben Ton, den er von Dick her kannte. Dann kommandierte er: „Halt!“

Sie hatten das Schilderhaus gegenüber dem Verrätertor erreicht. Der Sergeant trat aus der Reihe und ging auf den Mann zu, der halb in und halb außer dem Haus lag.

„Was ist's mit dem Mann, Sergeant?“ fragte Graham rauh.

„Ich weiß nicht, Herr Oberleutnant. Wacht auf!“ Er schüttelte den bewußtlosen Mann. „Es ist Silber, es sieht so aus, als ob er betrunken ist.“

„Bringen Sie ihn zum Wächterhaus.“

Die beiden Leute hingen das Gewehr über die Schultern und versuchten, den Mann aufzurichten. Ein Geruch von Alkohol verbreitete sich. Plötzlich bäckte sich der Sergeant und hob eine kleine Flasche auf.

„Whisky!“ sagte er, als er daran roch.

„Bringen Sie ihn in den Wächerturm!“

„Soll ich einen von diesen Leuten als Posten hierlassen?“

„Nein, das ist im Augenblick nicht notwendig.“

Sie marschierten durch das Tor. Kühn folgte er der Truppe ins Wächterzimmer, keiner dort hätte Graham Hallowell von seinem Bruder unterscheiden können. Dick trug einen kleinen, dunklen Schnurrbart, und genau derselbe war nun auf Graham's Oberlippe zu sehen. Er war in der Zwischenzeit gewachsen.

Der Sergeant folgte seinem „Offizier“ in den Raum.

„Man stellt am besten einen anderen Posten an Stelle Silbers auf“, sagte er.

„Das ist nicht notwendig“, sagte Graham kurz.

Der Unteroffizier schaute überrascht auf, aber er wagte keinen Widerspruch, Graham war allein auf der Veranda, nur der Posten ging auf und ab. Er trat zu dem Mann, der Gewehr bei Fuß stillstand, als Graham sich näherte.

„Willst du Schokolade haben, Schildwache?“

Der Mann zögerte ein bißchen verdutzt. Die Offiziere der Berwickgarde gingen gewöhnlich nicht mitten in der Nacht umher und boten ihren Untergebenen Schokolade an.

„Danke, Herr Oberleutnant!“ stammelte er.

Graham beobachtete ihn, wie er sie in den Mund steckte, sie mechanisch zermalte und seine Hand auf die Kehle legte. — er fing schnell das Gewehr auf, bevor es auf den Boden fiel und ließ den Mann behutsam auf den Boden gleiten. Es kam kein Ton aus dem Wächterzimmer. Er zog den Mann an das äußerste Ende der Veranda, legte ihn in eine Ecke und eilte dann zu dem unteren Weg. Die Schildwache hörte ihn kommen und das Rasseln eines Gewehres warnte ihn.

„Fragen Sie nicht nach der Lösung“, sagte er. „Ich bin Sir Richard Hallowell.“

Der zweite Posten nahm die Schokolade mit größerem Widerwillen.

„Ich esse keine Schokolade, Herr Oberleutnant!“

„Wollen Sie wohl —“ sagte der Offizier und die Schildwache gehorchte.

Der Mann in der Gasmaske fing ihn auf, als er umfiel.

„Sehen Sie wieder zur Tür des Wächterzimmers, falls der Sergeant heraustritt und halten Sie ihn im Gespräch auf“, hörte Graham eine leise Stimme flüstern. Mit kurzem Nicken ging er zurück. Es war gut so, denn kaum stand er dort, als sich die Tür öffnete und der Sergeant herauskam.

„Ich bin sehr unruhig über die Schildwache“, sagte er. „Das Reglement für die Bewachung der Schachkammer ist sehr streng

und ich muß es morgen in meinen Rapport aufnehmen.“

„Es ist schon in Ordnung, Sergeant“, sagte Graham kühl. „Mr. Longfellow ist eben gekommen und ich habe ihn gebeten, es dem Adjutanten zu melden. Ich würde mich nicht weiter in die Sache mischen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Glauben Sie, Herr Oberleutnant, daß irgend etwas geschehen ist?“ fragte der Sergeant. „Ich kann nicht verstehen, wo der Mann den Whisky herhat. Die Leute auf der Wache erzählten mir, daß er Missethäter ist.“

„Es mag verschiedenes geschehen sein“, antwortete Graham nach einer Pause. „Aber es ist besser, wenn Sie sich nicht hineinmischen.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Der Unteroffizier salutierte und ging in die Wächterstube zurück.

Graham schaute nach dem Tor hinunter. Sein Herz schlug zum Herzspringen. Plötzlich sah er zwei dunkle Gestalten aus der glassbedeckten Vorhalle des Schachhauses auftauchen. Er hörte einen leisen Pfiff — das war das Signal. Geräuschlos lief er die Stufen hinunter und folgte ihrer Spur. Er hatte das Pförtchen des Bluturmes erreicht, als ihn jemand aus der Dunkelheit anrief.

„Halt, Dick, ich muß dich sprechen!“ Bevor er sich über die Gefahr klar wurde, stand ein schlanker Mann in Uniform vor ihm. Es war Bobby Longfellow.

„Ich konnte Hope nicht sehen, ich habe den ganzen Abend versucht, sie zu finden.“

Hier fiel Graham in seiner ungeheuren Aufregung aus der Rolle.

„Ich kann jetzt nicht mit dir sprechen“, sagte er und stieß den jungen Mann beiseite.

In diesem Augenblick fühlte er einen scharfen Griff an seinem Arm. Bobby schaute ihn durchbohrend an.

„Bei Gott“, stieß der andere hervor, „Sie sind nicht Dick Hallowell ... Wer sind Sie?“

Graham schlug wild aus, Bobby mußte den Arm loslassen, er verlor sein Gleichgewicht und sank hintenüber gegen das Tor. Im nächsten Moment raste Graham vorwärts, so schnell er konnte. Er sprang über das Geländer, eilte durch das offene Verrätertor und slog buchstäblich die Leiter empor. Mawsey wartete oben auf ihn.

„Schnell!“ zischte er.

Und es war wirklich höchste Eile notwendig. Sie hörten scharfe Kommandos und gerade als Graham von der Mauerante in das wartende Boot sprang, piffen die ersten Kugeln an seinem Ohr vorbei.

Das Motorboot raste in höchster Geschwindigkeit den Fluß hinunter. Die Ebbe begann und sie fuhren mit dem Strom. Aus dem Schatten der Towerbrücke löste sich ein Polizeiboot, und die Stimme eines Beamten rief sie an. Es lag mit der Breitseite gerade vor ihnen. Mawsey saß am Steuer und richtete die scharfe Spitze des Bootes gegen des Polizeifahrzeug. Gleich darauf erkönte ein fürchterliches Krachen. Der Gegner war überrannt. Bevor Graham sich über die Ereignisse klar werden konnte, sah er zwei Leute mit den Fluten kämpfen und hörte ihre schwächer werdenden Hilferufe.

Schnell zog er seine Uniform aus und warf sie ins Wasser. Darunter trug er Zivilkleider.

„Müssen wir den ganzen Weg auf dem Wasser zurücklegen?“ fragte er und zog sich einen Regenmantel über.

„Nein, wir gehen in Deptford an Land. Sicher würden sie uns aufgreifen, bevor wir Greenwich erreicht hätten. Zurzeit sind alle Telephone in Bewegung.“

(Fortsetzung folgt.)

Werbet für die Kreispresse

Die Rauhnachtsheiligen.

In allen Religionen unserer europäischen Vorfahren finden wir große Festzeiten, deren Sinn und Gehalt sich an bedeutsame, alljährlich wiederkehrende Vorgänge in der Natur knüpfen, die schon kosmische Feste genannt werden können. Der größte Festkreis dieser Art schließt sich an die Winter-sonnenwende, an die „Weihnacht“. Um sie herum gruppieren sich vor- und nachher Festtage, deren Nachklang wir heute noch in all dem vielfältigen Brauchum der sogenannten „Rauhnächte“ vor uns haben.

Die Rauhn- oder Zwölfnächte beginnen mit dem 24. Dezember, als dem heiligen Abend, und enden mit dem Dreikönigstag. Diese beiden Tage, denen sich in der Mitte dieser beiden ungesägten Zeitspanne der Silvesterabend anreihet, sind die „großen“ Rauhnächte, zum Unterschiede von den „kleinen“, als da sind: der Nikolausabend, der Andreasabend und die beiden Thomasnächte.

Warum gerade St. Andreas und Sankt Thomas im Kreise dieser Heiligen eine so große Rolle spielen, ist unklar. Sie sind einerseits Wipfaltungen von der einseitigen Gestalt des unbeflegten Sonnengottes her in der Nacht der Winter-sonnenwende herabgeborben — mag er nun als Sol Invictus, Mithras, Balhur oder Jesus heißen... Und andererseits sind sie seine Bräutigam und Begleiter aus dem göttlichen Gefolge, das in allen Mythen den Haupthelden umgibt. Vielleicht errät man ein Stückchen von ihrer einstigen Bedeutung, wenn man daran denkt, daß Thomas, ein aramäisches Wort, das Zwilling bedeutet, in solcher Eigenschaft vielleicht ein Ueberrest eines Höderbruders, der dem sich an Balhur gefellte war, ein deutlicher Hinweis auf den in der Natur waltenden Dualismus. Und bei Andreas, dem Bruder des Petrus, der an die Stelle des rothbartigen Thors oder Donners getreten ist, könnte es sich um irgend einen Bruder der Gefährten dieses Gottes handeln. Andreas und sein Kult dürfte übrigens in unsere Gegenden durch die schottischen Priester und Mönche gekommen sein, die seit dem 7. Jahrhundert Deutschland christianisierten. St. Andreas ist heute noch der Landespatron von Schottland.

Auffallend ist, daß beide Heilige in den Bräuchen, die sich in den ihnen geweihten Rauhnächten zutragen, in vorwiegend exotischer Bedeutung erscheinen. Erster ist aber nachher wandt mit allem, was auf Magie und Tod Bezug hat — die Gegenpole des Daseins! — und so sehen wir die beiden Heiligen auch als Verkörperer dunkler Zukunft und Eröffner jener Tore, die in das Land der Schatten führen.

Ein paar Proben solcher Bräuche, wie sie teilweise heute noch in den verschiedensten deutschen Gauen lebendig sind.

Träume in der Andreas- oder Thomasnacht gehen in Erfüllung; das ist allgemein deutscher Volksglaube. In Oldenburg hält man alle an diesem Tage geborenen Kinder für unglücklich. Am Andreasabend (30. November) wird Wahrsagerie in allen Formen geübt. In Oesterreich, Tirol und Schwaben geht man auf einen Kreuzweg, um zu horchen und hört oder sieht dann das Zukünftige. Eine merkwürdige Idee herrscht im Erzgebirge: wenn der Deckenbalken nach der Tür oder dem Fensterkreuz zulauft, kann man auch in der Stube, bei Tür oder Fenster, diese Visionen beobachten. In Wäähren holt man in der Thomasnacht ein Sargbrett mit einem Leichnam vom Friedhof; sieht man durch dasselbe, so erblickt man alle im kommenden Jahre dem Tode Geweihten.

In ganz Mittel- und Süddeutschland findet sowohl in der Andreas- als auch in der Thomasnacht ein Liebeszauber statt; ein heiratstüchtiges Mädchen, das gern seinen Zukünftigen sehen möchte, entkleidet sich um Mitternacht, stellt zwei Gläser, eines mit Wasser, eines mit Wein — also Reste eines alten Opferkultes! — auf den Tisch, stellt sich sodann auf das Seitenbrett des Bettes und betet den Spruch:

„Heiliger Andreas (oder Thomas), ich bitte dich,
Bettbrett, ich tritt dich,
Laß mir erscheinen,
Den Herzallerliebsten meinen,
Wie er geht und wie er sieht,
Wie er mit mir zur Kirche geht.“

Sodann erscheint die Gestalt des vorherstimmten Geliebten und trinkt aus einem

Weihnacht.

Wenn in der heiligen Christennacht
Im Kerzenlicht die Lanne steht,
Wenn in den Kirchen ihm Gesang
Und lautes Lob- und Dankgebet,
Wenn in Palast und Bürgerhaus
Die Liebe ihre Gaben häuft
Und satter Christen frommer Mund
Von süßen Worten überläuft —

Dann treibt es mich ins Land hinaus,
Wo wild der Sturm die Felser segt,
Und wo die Stimme der Natur
Noch unverfälscht ans Ohr mir schlägt,
Da richtet sich empor der Blick
In menschlich-lindlichem Vertrau'n,
Als müße er die Herrlichkeit
Der Weihnachts- der heiligen, schau'n.

Doch wie auch sehndend lauscht das Ohr,
Und wie verlangend schwoift der Blick —
Kein Engelszug, kein Sphärenklang
Und keine himmlische Musik,
Nur Sturm, nur rauher Wintersturm
Und kalter, sturmgepeitschter Schnee,
Als sei die Liebe, die man preist,
Begraben ganz von bitterm Weh.

Und plötzlich aus dem rauhen Nord
Klingt's wie ein geller, hanger Schrei,
Klingt es wie Wächeln, dumpf und schwer,
Durch diese öde Wüstenei.
Und aus dem weißen Schneegewand
Erhebt sich das Gespenst der Not,
Und aus dem wilden Wintersturm
Klingt der Armen Schrei nach Brot.

der Gläser; das Wasser zeigt einen armen, der Wein einen reichen Knecht an.

Eine Variation davon ist der thüringische Brauch, daß die Mädchen in der Andreasnacht den Tisch decken, Messer und Gabel auflegen und sodann das Fenster öffnen; dann zeigt sich draußen die Gestalt des zukünftigen Bräutigams. Im Erzgebirge stellen sich am Thomastag die Mädchen um zwölf Uhr mittags unter die Haustür und essen mit dem ersten Glockenschlag einen Böffel Hirsebrei. Die erste vorbeiehende Mannsperson ist der Zukünftige. Oder ein komplizierteres Drama: Das Mädchen laßt in der Andreasnacht unter den Kospolster einen Apfel und läßt ihn bis Weihnachten liegen. Am ersten Weihnachtsfeiertag stellt sie sich dann, wenn zur Messe geklingelt wird, mit dem Apfel unter die Haustür. Aus der Verwandtschaft des ersten vorbeikomenden Mannes wird dann ihr zukünftiger Gatte sein.

In Oldenburg wird diese Liebesvorschau von den Burken geübt; der Betreffende zündet um Mitternacht ein geweihtes Licht an und liest in einem Gebetbuch; dann erscheinen die Gestalten aller Mädchen, die er je geliebt — zuletzt die bestimmte Braut. Merkwürdig ist die sich daran knüpfende Meinung, daß, wenn eines der so zierten Mädchen dabei angerufen wird, es sterben muß.

Im Erzgebirge, Wäähren und Schlesien dient die Andreasnacht zu folgendem Drama: Das Mädchen rüttelt um Mitternacht einen Gartenzaun — es muß auf einem geerbten Grundstück sein — und sagen:

„Erzsaun, ich rüttle dich,
Feinstes, ich bitte dich,
Bell, bell, Hundlein,
Wo mein feines Lieb wird sein.“

Wenn dann allensfalls Hundgebell ertönt, so ergibt die Richtung des zukünftigen Freiens an. In unseren Gegenden vertritt ein Zwerfchenbaum den Erzsaun; der Brauch wird besonders im Traunviertel noch häufig geübt.

Bekannt ist das Pantoffelschweren in den Rauhnächten, wobei die Spitze die Richtung des künftigen Wohnortes anzeigt; weniger bekannt aber ist folgender österröcher Brauch: In der Thomasnacht stellen die Mädchen einen Besen in Erde oder Schnee und stellen ihre Schuhe rings herum; am Morgen finden sie die Besen verschoben — weist einer in die Richtung des Friedhofes, so deutet dies den Tod der Bekannten im kommenden Jahre an. Oesterreichisch ist auch die Sitte, in der Thomasnacht die Buchstaben auf einzelnen Zeitelchen unter das Kopfkissen zu legen und um Mitternacht nach einem zu greifen; der gegriffene ist dann der Anfangsbuchstabe des künftigen Ehemannes. Oder: Man knieet in der Thomasnacht einen Apfel mitten

Und plötzlich vor dem starren Blick
Dehnt sich das Glend dieser Zeit,
Zeigt sich die unterdrückte Welt,
Die kein Messias noch befreit,
Aufsieht das Proletariat
Mit seinem Glend riesengroß,
Und aus der hungerbleichen Schar
Klingt sich das Wort nur: arbeitslos.

Ja, arbeitslos! Ja, arbeitslos!
Das ist der Fluch der Gegenwart,
Das ist das Schicksal, dessen Drohn
Dem Proletar das Blut erstarrt,
Ja, arbeitslos zur Wintersonne!
Zum Hunger noch der Frost gefest —
Das ist fürwahr der größte Hohn
Auf die „erlöste“ Menschenwelt.

Vor diesem Bild verblaßt, verstummt,
Was man von Liebe frömmelnd spricht —
So lang ein Bruder hungern muß,
Herrscht in der Welt die Liebe nicht,
So lang von Hungersqual und Not
Die Menschheit ledig nicht und frei,
Ist all der Schwalm von Christenlieb
Nur eine arge Heuchelei.

Der Bürgerstaat ist's, der erhält
Das alte Unrecht fort und fort,
In dem die wahre Christenlieb
Die Menschenlieb, erstickt, verdorrt.
Und käme Christus noch einmal,
Die Welt von Sünde zu befrei'n,
Fürwahr, er wär' ein Sozialist
Und kämpfte mit in unserm Reich'n.
Ernst Klaut.

durch; sind die Kerne in einer Hälfte paarig, so heiratet man in diesem Jahre, wird ein Kern entzweigeschnitten, so gibt es Streit, sind zwei Kerne zerschnitten, so wird man Winter oder Witwe. So sehen wir allen Wahrsageraub auf das Erkunden von Liebeslust oder Todesnot gerichtet...

Aber auch der Erforschung von Treue oder Untreue sollen die beiden Heiligen der Rauhnächte dienen; in ihren Nächten war es früher in Oesterreich üblich, daß ein Burke, der an der Traue seiner Liebsten zweifelte, ein Stück Blei an einem Kreuzweg eingrub. In der Neujahrsnachtsnacht grub er es wieder aus; war es fleckig, so zeigte es Untreue, war es rein, Treue an.

Allgemein bekannt ist das Bleigießen an beiden Abenden; viel Unglück durch Verlegungen ist dabei schon geschehen! Auch Einweiß, ins Wasser gegossen oder Kesselschalen, die schmal geschält und rückwärts mit der linken Hand über die Achsel geworfen werden, sollen Buchstaben bilden, die irgendwie die verschleierte Zukunft enthüllen helfen. Will man aber Wahrträume haben, so legt man sich in der Thomasnacht verkehrt, mit dem Kopf bei den Füßen, ins Bett... Auch Ofen und Spiegel werden zu Offenbarern der Zukunft in diesen Nächten, zeigen den Geliebten oder irgendein Unheil. Der Ofen, bereits im Kuhl überhaupt eine große Rolle spielend, hat diese im Aberglauben noch mehr bewahrt. Er scheint den Opferaltar zu vertreten.

Sehen wir als allgemein menschlichen Zug, der auch bei anderen Völkern und Kulturen zu belegen wäre, den Drang, in den Tagen gesteigerter Festlichkeit, wo man die allwaltenden Götter sich nahe glaubt, die Zukunft zu erforschen. Und das ist eigentlich psychologisch ungreiflich; denn es gehört zu den gnädigen Seiten der Natur, daß sie uns die Zukunft, die wir doch nicht ändern und wenden können, da alles Geschehende notwendig geschieht, verhüllt hat. Oder ist das der dem Menschenwesen inwohnende Trieb, in den Abgrund zu schauen, der Reiz des Grauens, der sich in all diesen Bräuchen ausspricht, wenn auch in durch die Kultur abgeschwächt und veränderter Form? Hedda Wagner.

„Heil!“

Der Hahnenchwanz hat bei seinen Aufmärschen die betäubliche Wahrnehmung gemacht, daß ihn die ordnungsliebende Bevölkerung mit Pfuirufen begrüßt. Diese abfälligen Kundgebungen zu überhören, pflegten die Hahnenchwanzler bisher ununterbrochen „Heil!“ zu brüllen, was ihnen

bei der Größe ihrer Sprechorganöffnungen und bei ihrer gründlichen Schulung im teutonischen Gehöret sehr gut gelang. Nur hat man in Heimwehrkreisen gar bald die Wahrnehmung gemacht, daß nach solchen Kadavaufmärschen mehr als die Hälfte der Ordnungsritter stocksteif wurde. Der Landesführer Fürst Ernst hat daher angeordnet, daß zur Schonung der Heimwehrmänner jede Kompagnie seiner „Jago“ zwei Grammophone mit „zufüh en ha“, deren Platten ununterbrochen „Heil!“ zu krähen haben. Für die Beförderung der Grammophone werden kleine Wagerl beige stellt, die von je einem Trommelhund gezogen werden. Wenn nun auch die Trommelhunde suchig werden und kräftig zu heulen beginnen, wird man in Zukunft bei Heimwehraufmärschen ein äußerst genußreiches Konzert zu gewärtigen haben. Ja, ja, der Ernst ist ein patienter Kopf, der stellt bald den Erfinder des Pappendeckelants in den Schatten. Im übrigen steht ja die Heimwehr auf dem Standpunkt: „Hilf, was helfen kann!“

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 30. Dezember.

11 Uhr Vormittagsmusik. 15 Bildrundfunk. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.40 Musikalische Revue. 18.10 Jugendstunde: Vom Scheitern und neuen Jahr. 19 Der Jahresanfang im Volksbrauch. 19.30 Alpine Gefahren. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20 Komponistenabend Wihl. Kienzl. Abendkonzert. Bildrundfunk.

Dienstag, 31. Dezember.

11 Uhr Vormittagsmusik. 15 Bildrundfunk. 15.30 Balletkurs. 16 Nachmittagskonzert. 18.30 Violoncellkonzerte: Rafael Kanes. 19.10 Silvesterortrag. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20 Operettenaufführung: „Vera Violetta“. Aufschließend: Musikalisches Humor. 22 Silvesterrepue. 24 Uebertragung des Schlags einer Turmuhr. Volksstämmliches Orchesterkonzert.

Mittwoch, 1. Januar 1930.

10.20 Chornorträge der Wiener Sängerknaben. 11 Volksstämmliches Konzert. 15 Bildrundfunk. 15.30 „Die Zwölf mit der Post“. 16.30 Uebertragung a. d. großen Musikereinsaal: Populäres Orchesterkonzert: „Johann, Josef und Eduard Strauß“. 18.40 Oesterreich und seine Landschaft. 19.25 Zeitzeichen und Sportbericht. 19.30 Uebertragung aus dem großen Konzerthausaal: Arbeiter-Symphoniekonzert. Abendkonzert. Bildrundfunk.

Donnerstag, 2. Jänner.

11 Uhr Vormittagsmusik. 15 Bildrundfunk. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.30 Bergesjens Opern von G. Verdi. 18 Tiere im Winter. 18.30 Stunde der Landwirtschaftlichen Hauptkörperschaften. 19 Aus der Geschichte des Tanzes. 19.30 Englischer Sprachkurs. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20 Chornorträge der Neuen Wiener Liedergabereinigung. 21 Lieberstunde. 21.30 Volksstämmliches Konzert. Bildrundfunk.

Freitag, 3. Jänner.

11 Uhr Vormittagsmusik. 15 Bildrundfunk. 15.30 Nachmittagskonzert. 16.30 Akademie. 17.40 Wochenbericht für Körperkultur. 18 Der Eislaufsport. 18.30 Stunde der Volksgesundheit. 19 Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 19.25 Zeitzeichen, Wetterbericht. 19.30 Uebertragung aus der Wiener Staatsoper. Abendkonzert. Bildrundfunk.

Samstag, 4. Jänner.

11 Uhr Vormittagsmusik. 15 Bildrundfunk. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.50 Aus Schillers Heimatland. 18.30 Was Kinder in England singen. 19 Max Kalbeck-Vorlesung. 19.30 Das Wiener Planetarium. 19.50 Zeitzeichen, Wetterbericht. 19.55 Kammermusik. 20.30 Aus allen und neuen Operetten. Bildrundfunk.

Sonntag, 5. Jänner.

10.30 Uhr Chornorträge. 11 Volksstämmliches Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 15 Bildrundfunk. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.30 Absinthen (I.). 18.10 Christus und Heiteres. 18.45 Kammermusik. 20 Zeitzeichen und Sportbericht. 20.05 „Der Seriffene“. Abendkonzert. Bildrundfunk.



Einen Gros für die Landwirtschaft.

Zum Kapitel: „Landwirtschaft“ sprachen natürlich zahlreiche Bauernbundabgeordnete Ihre einstimmigen Klagen über die schwere Krise in der Landwirtschaft waren gewiß berechtigt, aber sehr wirkungslos, da sie wegen ihrer Zugehörigkeit zur Regierungsmehrheit, welche durch ihre Wirtschaft und Heimatpolitik diese Krise verschuldet hat, um die eigentlichen Ursachen wie die Krise um den heißen Brei herumgehen mußten.

Mentafti (soz.-dem.) legte den Finger auf die Wurde. Der Getreidebau befindet sich in Folge des Sinkens der Weltmarktpreise in einer schweren Krise. Der weitaus größte Teil der Getreideanbaufläche entfällt auf Niederösterreich.

Nun will die Regierung den Getreidebau mit 9 Millionen Schilling als Unbargprämie subventionieren. Wenn man dies auf die gesamte Fruchtmenge umrechnet, so ist dies noch nicht „einmal ein Gros für den“ für das Kilogramm Getreide, also gänzlich wirkungslos. Man kann hier nur von den Sozialdemokraten schon seit Jahren vorgeschlagenen Weg gehen, nämlich den Getreidebauern auf lange Sicht einen stabilen Preis zu sichern. Dazu ist aber die Errichtung des Getreidemonopols notwendig, zu dem sich die Christlichsozialen noch immer nicht entschlossen haben.

Die Sozialdemokraten müssen sich auch dagegen verhalten, daß bei der „Saatgutverteilung“ und in den Genossenschaften immer wieder der Versuch unternommen wird, parteiisch vorzugehen. Daß den Weinbauern die Grundsteuer auf die Hälfte ermäßigt wurde, ist zu begrüßen, es ist damit eine alte Forderung der Sozialdemokraten welche die Gleichstellung der Weinbauern mit den Ackerbauern verlangt, herbei, annähernd erfüllt.

Für die Kleinbauern ist Landeshilfe mittels Subventionen und unverzinslicher Darlehen, damit sie endlich „moderne Stallungen“ errichten können und wir damit zu einem Ausbau der Viehzucht in der Ebene gelangen, dringend erforderlich.

Die Bauernkammer hat keine Belege.

Schließlich wies Mentafti auf die besondere Notlage der Pächter hin, welche ihre Arbeit kaum einen Ertrag von 1 Prozent des Aufwandes erzielen, aber davon Pachtzinsen zu bezahlen haben, welche den Pächtern oftmals eine Grundrente von 40 Prozent sichern. Hier muß Wandel geschaffen werden. Zum Schluß kam er noch auf die „kontrolllose Wirtschaft in der Bauernkammer“ zu sprechen, der das Land die eigentliche Förderung der Landwirtschaft überlassen und ihr dafür 35.000 Schilling zugewiesen hat. Die Forderung der Sozialdemokraten nach Kontrolle wird immer damit abgewiesen, daß der Finanzkontrollauschuß des Landes ohnehin die Verwendbarkeit der überwiesenen Beträge überprüft.

Nun steigt aber ein Bericht des Finanzkontrollauschusses vor, daß er diese Überprüfung mangels entsprechender Belege bei der Bauernkammer nicht durchführen konnte. So sieht die „Kontrolle“ der Oberbauernkammer aus.

Wie die schwarze Schuldenlast in Wirklichkeit aussieht.

Zum „Schulwesen“ sprach Werndt (soz.-dem.) der die christlichsoziale Behauptung, die niederösterreichischen Schulen seien die besten, ins rechte Licht rückte.

Der Präsident des Landeschulrates Professor Prader vergaß angeichts der Aufdeckung dieses Terroraktes jede Zurückhaltung und rief Gen. Werndt sogar eine Beschimpfung zu. Selbstverständlich wurde er von den sozialdemokratischen Abgeordneten sofort energisch zurückgewiesen und erhielt vom Präsidenten obendrein noch einen Ordnungsruf.

Die Straßenscheiße.

Zum Kapitel: Straßenscheiße hatten sich eine Anzahl Redner aus allen Lagern zum Worte gemeldet. Von den sozialdemokratischen Rednern verlangte Pauppill die Bekämpfung der Staubplage in den Gemeinden und dem Bau der Hybrisbrücke. Reither beklagte sich über die schlechten Straßen im Waldviertel besonders in Gmünd, wo die Gemeinde nicht die Mittel besitzt, um die Straßen zu erhalten.

Mit besonderer Wärme setzte sich Mentafti für die endliche Regelung des Dienstverhältnisses der Straßenscheiße, bei denen das Land der Dienstgeber und der Bezirksstraßenausschuß der Gehaltsgeber sei.

Gewerbeförderung.

Zum Kapitel: Gewerbeförderung und Fremdenverkehr nimmt Schnofl (soz.) das Wort. Er bringt den Bahnbau Neuberg-Kemhof in Erinnerung. Mit schweren

Opfern haben die Gemeinden die Kosten für das generelle Projekt aufgebracht; es ist nun seit zwei Jahren fertig, aber es ist nichts weiter geschehen. Nun braucht man 150.000 Schilling für die Ausarbeitung des Detailplans. Die Gemeinden haben das Geld nicht mehr. Das Land und der Bund müssen da helfen. Schnofl gibt dann noch zu erwägen, ob das viele Geld, das der Bund und das Land für die Heimwehrommärsche ausgeben müssen, nicht den Hotels zur Instandsetzung als Darlehen gegeben werden könnte. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Wann kommt das Donaukraftwerk?

Zum Kapitel: Wasserbau verwies Pauppill (soz.-dem.) auf die gemaltige Bedeutung welche es für Niederösterreich hätte, wenn man endlich an die Errichtung des großen Donaukraftwerkes bei Ybbs-Verbenberg schreiten würde. Das Werk könnte 800 Millionen Kilowatt Strom liefern und beim Bau wären 5000 Arbeiter fünf Jahre lang beschäftigt. Aber auch für die Donauregulierung wäre das Werk von besonderer Wichtigkeit, ein Stauwerk könnte den Wasserpiegel heben und senken und im Winter gefährliche Eisstauungen verhindern. Auch der Fremdenverkehr hätte seinen Nutzen davon, nach dem Projekt würde im Strudengau ein Stausee von 12 Kilometer Länge entstehen, der gewiß zu einem gewaltigen Anziehungspunkt des Fremdenverkehrs und zu einem Zentrum des Wassersportes werden würde.

Das Weltbild im Wochenspiegel.

Das Arbeitslosenversicherungsgesetz in England beschlossen. Das neue englische Arbeitslosenversicherungsgesetz ist im Unterhaus mit 273 gegen 199 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 74 Stimmen beschlossen worden. Das Gesetz sieht Mehrausgaben von 14 Millionen Pfund zu Gunsten der Arbeitslosen vor.

Bei der Abstimmung über das Bergbaugesetz wurde nach einer harten Debatte zwischen der Arbeiterregierung und den Sprechern der Konservativen und Liberalen der konservative Antrag auf Verwerfung des Bergbaugesetzes mit 281 gegen 273 Stimmen abgelehnt. Damit wurde das Bergbaugesetz in zweiter Lesung angenommen.

Sechzig Bergleute verschüttet. Durch schwere Explosionen im Kohlenbergwerk Noth-Mac Allister in Oklahoma (Amerika) wurden 60 Bergleute verschüttet. Da durch die Explosionen der Stolleneingang zertrümmert wurde und die Rettungsarbeiten dadurch sehr erschwert wurden, erlagen die verschütteten Bergleute bis auf 5, die gerettet werden konnten den durch die Explosion entstandenen giftigen Gasen.

Blutige Kommunistendemonstration in Berlin. Aus Anlaß einer von den Kommunisten veranstalteten Demonstration der

Sedlaczek (soz.-dem.) und Palmsehler sich für die Fortsetzung der Schwarzaregulierung, sowie für die Regulierung des Lindenbachs, des Seiseneggerbachs, der Pieslach, der Traisen, des Galtzbaches und des Mauerbachs ein. Sedlaczek kritisierte auch die schlechte Behandlung welche den Arbeitern bei vielen Flußregulierungen zuteil wird.

Nach Annahme dieses Kapitels und der Generalabstimmung war die Budgetdebatte beendet und das Haus ging nachdem es mit dem Präsidenten Weihnachts- und Neujahrglückwünsche gewechselt hatte in die Ferien.

Neuwahl des Immunitätsauschusses.

In der Verfassung ist auch die Immunität der Abgeordneten neu geregelt worden. Wenn gegen einen Abgeordneten gerichtlich vorgegangen und an den Nationalrat ein Auslieferungsbegehren gestellt wird, dann soll über dieses Begehren der Immunitätsauschuß innerhalb sechs Wochen einen Antrag an den Nationalrat stellen, der dann darüber beschließt, ob der Abgeordnete auszuliefern ist oder nicht. Der Immunitätsauschuß ist nun neu gewählt worden und hat den Abgeordneten Doktor Danneberg zum Obmann gewählt.

Arbeitslosen kam es zu heftige Zusammenstößen. Die Demonstranten versuchten, in der Straße am Königsgraben das dort zum Bau der Untergrundbahn angesammelte Baumaterial zu zerstören, worauf die Polizei mehrere Schreckschüsse abgab. Hierauf wurde die Straße von den Demonstranten, aus deren Reihen ebenfalls Schüsse auf die Polizei abgefeuert wurden, gesäubert.

Eine Arbeiterkolonne überfahren. Auf der Straße Essen-Mühlheim fuhr eine Lokomotive infolge dichten Nebels bei der Station Cypinghofen in eine mit Geleisearbeitern beschäftigte Arbeitergruppe, wobei 4 Personen auf der Stelle getötet und 12 schwer verletzt wurden, von denen noch vier ihren Verletzungen erliegen sind.

Der Hellscherprozess verlagert. Der in Leipzig stattfindende Prozess gegen den Telepathen Häufsen wurde auf sechs Wochen verlagert. Häufsen war bei der Verkündung der Verurteilung sehr erregt und meinte, es sollten die Vertreter ihre Beweisangebote zurückziehen, damit er sofort den Experimentavortrag durchführen könne. Der Staatsanwalt erklärte sich hiezu im Interesse der Wahrheitserforschung nicht einverstanden.

Das goldene Zeitalter.

Nun wird es über Nacht in Oesterreich besser werden müssen. Nun haben die bürgerlichen Parteien die Verfassungsreform, von der sie alles Heil für Oesterreich verkündeten und jetzt erwarten wir, daß sich dieses Heil auch unverzüglich über Oesterreich herabsenken möge. Wir könnten es auch dringend benötigen. Die Arbeitslosigkeit erreicht eine Ziffer, welche schon an jene der ersten Katastrophenjahre nach der Samierung erinnert. Wir haben in einer Woche eine Zunahme der Arbeitslosen um 22.000 schauernd miterlebt. 22.000 Arbeitslose, das sind 22.000 Familien, das sind rund 90.000 Menschen, denen als einziges Weihnachtsgeschenk Not und Sorge um die Zukunft besichert worden ist.

Die Christlichsozialen und die nicht minder gut christlichen Großdeutschen und Landhändler finden hier ein reiches Betätigungsfeld. Sie wollen doch dem Volke die Religion erhalten. Nun, wohl, dann mögen sie dafür sorgen, daß den Arbeitslosen und ihren Angehörigen, welche nach der Berechnung der großkapitalistischen „Neue Freie Presse“ nicht weniger als 700.000 Menschen umfassen, ein Weihnachtsfest besichert wird, welches die notwendige weihnachtliche Stimmung bei diesen Unglücklichen aufkom-

wie sie durch die Kämpfe der letzten Monate hergerichtet worden ist:

„Eines der ältesten größten Bankinstitute konnte just noch in der letzten Stunde vor einem offenen Zusammenbruch bewahrt werden. Wir haben an manchen Tagen eine bis zur Panik gesteigerte Beängstigung der Spareinleger erlebt. Zum erstenmal seit der Stabilisierung der Währung sind weite Kreise der Bevölkerung trotz der überreichen Goldbestände unserer Nationalbank von Mißtrauen gegen den Schilling erfüllt gewesen. Die Bevölkerung hatte eben den unfehlbar richtigen Instinkt, daß nicht der Prozentfuß der Golddeckung allein maßgebend ist, sondern daß ein Land untergehen muß, in dem der Bürgerkrieg wütet. Duende von Millionen Schillinge sind im letzten Vierteljahr in ausländische Banknoten ausgetauscht worden oder zur Anlage ins Ausland abgewandert. Ueber Oesterreich ist eine Art von Kreditperre verhängt. Eine Vertrauens- und Kreditkrise schwerster Art ist es, die an die Grundfragen unserer ganzen Wirtschaftsführung reicht. Wir haben in Oesterreich einen Zinsfuß, der um 2 Prozent höher ist als im vorigen Jahre, weitaus höher als in allen Industriestaaten, mit denen wir im Export konkurrieren müssen. Der österreichische Bankzinsfuß gehört zu den höchsten der ganzen Welt und wird nur von zwei Balkanländern erreicht oder übertroffen.

Der untrügliche Gradmesser der Wirtschaftslage ist die Arbeitslosigkeit. Ende November wurden in ganz Oesterreich 167.479 unterfrügte Arbeitslose gezählt, gegen 155.235 im vorigen Jahre. Diese Höchstzahlen der Arbeitslosigkeit bedeuten nicht nur unsagbares Elend, in jeder einzelnen dieser tausenden Familien. Eine Arbeitslosigkeit dieses Grades stört den ganzen Kreislauf im wirtschaftlichen Organismus auf das verhängnisvollste. Bei längerer Andauer muß das zu erneuten Zusammenbrüchen führen!

Man sieht, die Herren haben uns ihre Verfassungsreform teuer genug bezahlen lassen. Nun fordern wir aber den Preis, den sie uns zugesagt haben, nun fordern wir, daß sie ihre Versprechungen unverzüglich einlösen und uns den wirtschaftlichen Segen bringen sollen, dessen Verheißung angeblich doch der einzige Beweggrund dieses mörderischen Kampfes war, den die Bürgerlichen erzwungen haben.

Werden sie dazu imstande sein? Wir zweifeln daran. Das Kunststück eine Wirtschaft zusammenzuschlagen haben sie gewiß zustande gebracht, aber das andere Kunststück, die zerstörte Wirtschaft wieder aufzubauen wird ihnen aus eigenen Kräften und aus eigenen Mitteln niemals gelingen. Es ist eben leider war genau so gekommen, wie wir in unseren Warnungen vorausgesagt haben, an denen wir es, als dieser Verfassungskampf mutwillig vom Zaune gebrochen, gewiß nicht fehlen ließen. Ein mit Zirkel und Lineal konstruierter Staat, ein Land, dessen Wirtschaftsadern auseinander geschnitten wurden, ist zu schwach und zu ausgeblutet, um sich den Luxus schwerer innerer Kämpfe leisten zu dürfen. Die Bürgerlichen haben darauf keine Rücksicht genommen und damit allein den Beweis ihrer Unfähigkeit zur Verwaltung dieses Landes erbracht. Wenn alle diese ungeheuren Mittel dieser Kräfteaufwand, der hier sinnlos vergeudet wurde, auf gemeinsames Ziel gerichtet gewesen wäre, was hätte damit erreicht werden können!

Man stelle sich nur vor, die Bürgerlichen hätten all die Energie, die sie zur Aufpöpelung ihrer künstlichen „Volksbewegung“ verwendet haben, dazu angewandt, um mit uns zusammen eine wirkliche tiefgehende Bewegung des ganzen Volkes zur Erzielung des Anschlusses an Deutschland zu entfachen. Wir wissen zwar nicht, ob sie augenscheinlich einen vollen Erfolg erreicht hätte, aber sicher hätten sich angesichts der gegenwärtigen internationalen politischen Lage die Weltmächte entschließen müssen, uns zumindestens den wirtschaftlichen Anschluß an das größere und kräftigere deutsche Wirtschaftsgebiet zu ermöglichen und damit auch den politischen Anschluß zu einer Hoffnung der nahen Zukunft gestalten. Was nebstbei bemerkt auch die Verfassungsreform auf eine viel natürlichere Weise gebracht hätte, da dann die Angleichung der österreichischen Verfassung an die deutsche eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre.

Aber davon war natürlich keine Rede. Im Gegenteil, um ihre Pläne zu verwirklichen, schämte sich der Herr Steidle nicht, dem geschätzten Feind Deutschlands in der französischen Presse, den Herrn Sauerwein zu erklären, den Heimwehler denke nicht daran, den Anschluß zu fördern. Um ihre Diktatur-

Männer zu retten, waren diese verächtlichen Scher der Heimat sogar bereit, das große deutsche Heimatland zu verraten. Sie waren bereit, dafür jede Hoffnung auf eine wirkliche und dauernde Befreiung der österreichischen Wirtschaft aufzugeben. Und von diesen Leuten sollte man erwarten, daß sie Oesterreich gerettet hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, ihre Verfassungsreform so durchzusetzen, wie sie es sich vorgestellt haben!

Es ist wirklich ein Glück für alle Oesterreicher, ohne Unterschied der Klasse oder des Standes, daß es eben doch nicht so gekommen ist, wie die Herren es haben wollten. Gewiß, es ist ihnen manche Verbalshornung der Demokratie gelungen, ein böswilliger oder dummer Bürokrat hat jetzt manche neue Maßlichkeit, den Gang der Maschinerie des demokratischen Volksstaates schleppender zu gestalten. Aber so wie gewisse Danneberg im Verfassungsausschuß gesagt hat: Eine für die Demokratie oder für die Arbeitererschaft wirklich gefährliche Bestimmung ist auch in der revidierten Verfassung nicht enthalten. Die Bürgerlichen haben ihren Herzenswunsch erfüllt bekommen. Aber wenn sie sich die neue Verfassung ansehen, und sie mit den Opfern vergleichen, die sie gekostet hat, dann wird hoffentlich doch mancher der bürgerlichen Partei- und Wirtschaftsführer die neuverordnete Frage stellen, wozu sie eigentlich die Krut geschluckt haben.

Die Verfassungsreform ist abgeschlossen. Aber nun erhebt sich die viel gewichtigere Frage, was geschehen soll, um die klaffenden Wunden am österreichischen Wirtschaftskörper wieder zum Verheilen zu bringen. Wir brauchen zu unserer wirtschaftlichen Gesundung unbedingt eine ausländische Anleihe. Die Ausländer für ihren Erwerb sind nicht unglücklich. Aber bekommen werden wir sie doch nur, wenn die ausländischen Geldgeber zur Überzeugung gelangt sind, daß in Oesterreich jetzt ein Zustand des dauernden Friedens hergestellt worden ist und man deshalb die über uns verhängte Kredit Sperre wieder aufheben kann. Wir müssen uns aber außerdem mit unseren eigenen Mitteln neu einrichten. Eine Finanz- und Verwaltungsreform ist absolut lebensnotwendig. Nicht nur der wichtig ist ein Programm einer selbstbewußten und zweckmäßigen Industriebildung, einer Umwälzung unserer Verkehrsmittel an die modernen Erfordernisse, was wiederum großzügige öffentliche Investitionsanstaltigkeit verlangt, eine zweckmäßige Umgestaltung unserer Zoll- und Handelspolitik, wobei wir jetzt erst recht unter Augenmerk auf einen möglichst engen Wirtschaftszusammenhang mit Deutschland richten müssen, und zuletzt, aber vielleicht am wichtigsten ist die Frage, wie wir die ernste Dauerkrise in unserer Landwirtschaft beheben können.

Die Aufzählung dieser Probleme allein genügt um zu erkennen, daß es hier nicht um den Diktator, sondern nur um die Zusammenarbeit aller Parteien und aller Klassen geht. Diese Zusammenarbeit wird von der sozialdemokratischen Arbeitererschaft gewiß nicht verweigert werden. Die Verfassungsreform ist nicht derart, daß die Arbeitererschaft deshalb die Republik weniger als ihre Republik ansehen, und deshalb ihr Bekannnis zum Staat und zur Staatsstreue abschwächen möchte. Das ist vielleicht das Beste, was über sie zu sagen ist. Aber die unbedingte Voraussetzung für jede Zusammenarbeit ist, daß die Arbeitererschaft die Überzeugung gewinnen muß, daß jetzt mit dem verunglückten Experiment der Diktaturlösungen und der Diktaturbestrebungen ein solches Schluß gemacht wird. Wir glauben, daß auch die christlichsozialen und großdeutschen Bürger und Bauern nun erkennen werden, daß sie in eine Sackgasse geführt worden sind.

Wenn am Mittwoch die Verfassungsreform verknüpft wird, so werden die von der Heimwehrhege benebelten Hirne durch die Vermittlung ihrer Augen und Ohren außerordentlich rasch wahrnehmen, daß sich praktisch nichts geändert hat. Die sozialdemokratische Mandatäre in den Gemeinden und Ländern, werden unangefochten weiter amieren so wie bisher. Das Recht der Sozialdemokraten als Staatsbürger und als Wähler bleibt völlig unvermindert. Wenn sich aber diese Heimwehranhänger dann ihren Geliebten anrufen werden, dann werden sie bemerken, daß dieser sich während der letzten Monate erheblich vermindert hat. Es ist eigentlich eine gute Lehre, die hier den Scharfmachern erteilt worden ist, wenn uns nur diese Lehre nicht so verflucht teuer zu stehen gekommen wäre.

Man soll nach den Erfahrungen der letzten Monate in Oesterreich eigentlich nichts mehr für unmöglich halten, aber dennoch können wir es nicht glauben, daß auch innerhalb des bürgerlichen Lagers die

Leute, die noch etwas zu verlieren haben — mit den Desperados, die von der Heimwehrbewegung leben, ist es freilich anders — Verlangen nach einer Wiederholung dieser Erfahrungen verspüren könnten. Sie wollten am Tage nach der Verfassungsreform in einem goldenen Zeitalter aufwachen und das einzige, was sie bei ihrem Erwachen begrüßen wird, ist ein riesengroßer Kagenjammer. Wenn wir nicht in einem Tollhaus leben, dann kann seine einzige Folge nur sein, daß sich doch endlich der Gedanke der Vertreibung und des Zusammenarbeitens durchsetzt, nicht um uns in ein unmögliches Paradies zu versetzen, aber um uns allen ein erträgliches Dasein zu verschaffen.

Die furchtbare Schuld der Heimwehrparteien.

An Arbeitslosigkeit und Not.

Arbeitslos! Der Lohn war ja auch unzureichend, aber die Arbeitslosenunterstützung ist ein wahrer Beutel, die kaum reicht, genügend Brot für die Kinder zu kaufen. Wie bitter ist es für die Mutter, den Kindern, die um ein Stückchen Brot bitten, weil das, was sie gegessen haben, gar zu klein war, sagen zu müssen: „Für heute ist es genug, heute geht's nicht mehr.“ So ein Beutel ist ja gar bald zusammengeschnitten. Und wenn die Arbeitslosigkeit lange andauert, dann wird die Not immer größer, dann wandert oft und oft der hart erworbene Hausrat ins Verjammer. Die Unterernährung packt Erwachsene und Kinder und

an den Folgen der Arbeitslosigkeit des Vaters haben die Kinder oft noch nach Jahren Bittere zu irgen.

Das arme, kleine Oesterreich hat schon seit Jahren, seit der glorreichen Sanierung durch Herrn Seipel, schwer unter der Arbeitskrise zu leiden. Die bürgerlichen Regierungen haben die Arbeitlosigkeit nicht mit den richtigen Mitteln und nicht mit der nötigen Energie bekämpft. Die Stellungnahme der bürgerlichen Parteien, vor allem der Christlichsozialen und Landbündler, zu der schweren Frage der Arbeitslosigkeit bestand und besteht hauptsächlich darin, daß die Zeitungen dieser Parteien und auch viele Abgeordnete die Arbeitslosen wegen ihrer „Faulei“ beschimpfen. Zu dem Elend der Arbeitslosen fügten sie bitteren Hohn und Schimpf. Am mildesten und gemeinsten beschimpft der „Bauernbündler“ von Zeit zu Zeit die Arbeitslosen.

Aber unter der Arbeitskrise leiden schließlich nicht nur die Arbeiter, sondern auch Gewerbetreibende und Kaufleute, die ihre Waren nicht absetzen können und die Bauern, die ihre Erzeugnisse nicht oder nur zu schlechten Preisen verkaufen können. Mit dem Schimpfen allein wird dieses schwierige Problem nicht gelöst. Das haben auch schließlich einige Leute unter den bürgerlichen Führern, die ein bißchen mehr Einsicht als die meisten ihrer Kollegen und Mitläufer haben, eingesehen und sie haben sich mit den Sozialdemokraten zusammengesetzt und in Verbindung mit dem Vorkrieges das Wohnbauförderungsgezet beschlossen, an das große Hoffnungen geknüpft wurden; viele hofften, mit Hilfe dieses Gesetzes einen langgehegten Wunsch, den Wunsch, endlich ein eigenes Häuschen zu besitzen, erfüllen zu können; die Arbeiter haben von diesem Gesetz vor allem erwartet, daß es Arbeit schaffen werde. Alle diese Hoffnungen haben gelogen; das Gesetz steht auf dem Papier. Es fehlt an Geld — und wir haben in Oesterreich andere Sorgen. Wirklich andere Sorgen? Nun ja: die bürgerlichen Parteien behaupten seit Wochen, die „Volksbewegung“ der Heimwehren habe eine Verfassungsänderung dringend notwendig gemacht. So werde denn viele Wochen lang im Parlament um das künftige Aussehen der Verfassung gekämpft.

Arbeitslosigkeit? Was kümmert das die Heimwehrparteien! Den Führern dieser Parteien tut sie ja nicht weh.

Nach auf die Investitionsanleihe werden große Hoffnungen gesetzt. Auch sie soll helfen, die Arbeitslosigkeit zu lindern, und letzten Endes soll sie bewirken, daß endlich den Arbeitern die Alters- und Invalidenversicherung gegeben wird. Aber die Heimwehrführungen hatten

zur Folge, daß alle Nachbarstaaten und die großen demokratischen Staaten Frankreich, England und Deutschland mit dem größten Mißtrauen die Ereignisse in Oesterreich verfolgten.

Einem Lande, das in Gefahr ist, vom Bürgerkrieg vollends zerstört zu werden, gibt niemand eine Anleihe.

Aber was Investitionsanleihe, was Not der Arbeitslosen und alten Arbeiter! Mehr Macht dem Bundespräsidenten! Das ist seit Wochen die Tzge der Führer der Heimwehrparteien, die keine andere Sorge, keine Not kennen, deren Alter gestiegt ist.

„Unsere Schuld ist zu Ende!“ Dem Bauer muß endlich geholfen werden!“ Wie oft hat man denn das im „Bauernbündler“ gelesen! Und siehe! Dann erklärten sich die christlichsozialen und landbündlerischen Bauernführer damit einverstanden, daß nicht von der Wirtschaft, nicht von der Not der Bauern geredet, sondern daß die Zeit mit häßlichen politischen Verfassungskämpfen ausgefüllt werde.

Das Getreide ist so billig, daß die Bauern fast draußzahlen, das Vieh hat einen schlechten Preis, der Wein ist nicht zu verkaufen — das Geld ist rar bei den Bauern — was kümmert das den Reichtum! Bei ihm ist das Geld nicht rar! „Ordnung“ muß gemacht, die Verfassung muß geändert werden; das war der Ruf dieser merkwürdigen Bauernführer in den letzten Wochen. Um die Not der Bauern haben sie sich seit vielen Wochen nicht mehr gekümmert.

Und die Gewerbetreibenden — was haben die wohl davon, wenn im Parlament um eine neue Verfassung gekämpft wird, statt daß alle Arbeit darauf gerichtet wäre, die Wirtschaftskrise zu mildern? Aber was kümmern die bürgerlichen Gewerbetreiber die Sorgen der Gewerbetreibenden.

Sie selbst sind nur von der einen Sorge erfüllt, wie sie ihre eigene Macht erhalten könnten. Und die Not der Pensionisten,

der Invaliden, der Kleinrentner, ist die jetzt geringer, weil nicht davon geredet wurde, wie man dieser Not abhelfen könnte, sondern davon, wie man die Rechte Wiens beschneiden könnte?

O, es ist ein verbrecherisches Spiel, das die Heimwehrparteien seit langer Zeit treiben! Ein Spiel, das tausende und aber tausende arbeitende Menschen mit Hunger, Not und Sorgen büßen müssen!

Die Sozialdemokraten haben die Verfassungskämpfe nicht begonnen und nicht gewünscht, sie sind ihnen auch nicht ausgewichen. Aber sie haben immer betont, daß wichtiger, tausendmal wichtiger als alle Verfassungsänderung das Bestreben ist, alles, wirklich alles, was in unseren schwachen Kräfte liegt, zu tun, um der armen Wirtschaft unseres armen Landes zu helfen. „Gut wohl geht über Parteien“, hat scheinheilig der böse Geist Oesterreichs, Seipel, gesagt. Aber den bürgerlichen Parteien, den Heimwehrparteien, geht ihre Macht weit über die Notwendigkeiten der Wirtschaft, über die Sorgen des arbeitenden Volkes.

Jedes Arbeiterkind, das hungert muß, weil der Vater infolge der Heimwehrtreiberei und der verwerflichen Politik der Heimwehrparteien abgebaut wurde, jede sorgende Mutter, jeder hart um sein Dasein kämpfende Geschäftsmann, jeder bedürftige Landmann ist eine ungeheure Anklage gegen die Führer der Heimwehrparteien, die die Not des Volkes verachten, die höher als die Not des Volkes ihre Machtbedürfnisse, die sie doch nicht befriedigen können, gesetzt haben. Nur Verständigen zwischen allen Parteien könnte der Wirtschaft helfen, die bürgerlichen Parteien aber haben gar zu gerne den Druck der Heimwehren nachgegeben und schwere Kampfe heraufbeschworen. Was sie da an tausenden und abertausenden arbeitenden Menschen verbrochen haben, soll ihnen nie vergessen werden!

Vor Gericht.

Eine Ehrenbeleidigungsklage des Landeshauptmannes Dr. Burech.

Am 23. November fand im Gasthaus „P. in Umstetten eine Geschäftsbekämpfung der Heimwehr statt. Im Verlauf der Bekämpfung, an der sieben Personen teilnahmen, nannte Dr. Kräft der Landeshauptmann Dr. Burech ein „Schwein“. Diese Beschimpfung wurde dem Landeshauptmann hinterbracht und so kam es zur Klage.

In der Verhandlung erklärte Dr. Kräft, daß sich der Vorfall in einer vertraulichen Sitzung abspielte, er könne daher in einer öffentlichen Verhandlung darüber nicht sprechen. Sein Anwalt, der Dr. Bakt, berief sich auf einen Volksdichter, der den Ausdruck „Schwein“ als eine harmlose Bezeichnung aufzufassen habe, das Schimpfgebot habe die Beleidigung wohl auch nicht so ernst gemeint.

Der als Zeuge geladene Landtagsabgeordnete der christlichsozialen Partei, Höfler, der an der vertraulichen Heimwehrbesprechung teilgenommen hatte, war zur Verhandlung nicht erschienen.

Dr. Kräft wurde bedingt zu hundert Schilling verurteilt.

Interessant an dem Falle ist, daß dieser Dr. Kräft einer der Führer bei dem Überfall auf das Erholungsheim in Zellern war und damals von Herrn Burech in jeder Art und Weise geschickt und geschickt wurde.

„Der Hausherr“.

Fünf Menschen hatten sich am 18. d. M. vor dem hiesigen Schöffengerichte unter dem Vorsitz des Hofrates Soos wegen falscher Zeugenaussage zu verantworten, vier Menschen davon die Opfer der Herrsch- und Nachsucht eines Hausherrn . . .

Karl Straker war aktiver Feldweibel und hatte nach dem Krieg sich ein Vermögen erworben, von welchem die Leute behaupten, er hätte es sich nicht bei Wasser und Brot vom Mund erpart. Er kaufte sich ein Haus. Ein ganz verfallenes, warum gerade ein solches und kein weniger verfallenes? Es war natürlich um ein billiges Geld zu haben; und herrichten? Herrichten richtigen konnte man es natürlich

auf Kosten der Parteien. Und nun begann der Hausherr, das Kommandieren gewohnt, ein ganz scharfes Kommando in seinem Hause. Es ging ans Kommandieren und Reparieren, daß die Parteien sich nicht auskannten, wie ihnen geschah. Nun kam es natürlich auch bald zu Reibereien zwischen dem neugeborenen Hausherrn und seinen Mietern. Selbstverständlich wußten ihm verschiedene Hausbewohner einige ganz besonders nicht und unter diesen befanden sich insbesondere die im Hause wohnenden Geschäftsinhaber Josef B. und F. Da gab es immer Ehrenbeleidigungen in Menge, bei denen immer als Belastungszeugin die Hausbesorgerin des Straker erschien, und die Geschäftsleute wurden immer schäfflich.

Im September 1926 gab es wieder einmal eine Kommission im Hause, um über eventuelle Reparaturen zu bestimmen. Im 2. Stock gab es erregte Auseinandersetzungen der Mietparteien mit der Kommission, so daß schließlich, als es zu immer erregteren Debatten kam, der Baumeister der Kommission fortließ. Während nun oben noch weiter gestritten wurde, verließ der Hausherr, der

das Mieterchutzgezet ein Raubgezet nannte, empört seine Mieter, ihm folgten B. und F. Im 1. Stock bei seiner Wohnungstür schrie sich Straker gegen die beiden und rief ihnen zu: „Wir Hausherrn werden uns schon zu schütten wissen.“ B. antwortete spöttlich: „Ja, Sie Beschützer der Hausherrn.“ Nun schrie ihn Straker an: „Was, besch. . . .“ Hausherr haben Sie gesagt?“ Nun klärten ihn B. und auch F. über seinen Höflichkeit auf, aber Straker blieb bei seiner Behauptung, es wäre die andere Meinung gefallen. Und bald begann ein fieberhaftes Treiben im Hause, es gab neue Zeugnensuche, als ihn der von Straker aufgerufenen Zeuge mit den Worten ablehnte, er hätte nichts gehört.

Vorf.: „Haben Sie gewußt, daß gegen Sie eine Anklage läuft?“ Zeuge: „Gewußt habe ich es nicht, aber es war mir vom Anfang an klar, daß Straker gegen mich wieder einmal eine Ehrenbeleidigungsklage einbringen wird.“ Vorf.: „Ja, Sie wurden schon einmal verurteilt, weil Sie die Bemerkung machten: Wer sind denn Sie? Ein Feldweibel und es pfeifen alle

Spagen am Hauße, woher sie ihr Geld haben!" Zeuge: "Ja, das habe ich ihm gesagt, ich wußte nicht, daß Feldweibel eine Ehrenbeleidigung ist. Sie Herr Rat hätten sich gewiß nicht getroffen gefühlt, wenn ich es Ihnen gesagt hätte." Vorl.: "Mein lieber, es kommt auf den Ton an und dann haben Sie zum Baumeister Raab über Strafer die Bemerkung gemacht: 'Ich warne sie, machen sie mit diesem Menschen keine Geschäfte.' Zeuge: "Ja, das habe ich auch gesagt und wie es sich herausgestellt hat, habe ich damals recht gehabt, Raab hat auch noch Geld von Strafer zu bekommen."

Als es zur Ehrenbeleidigungsklage nun kam, liegen 4 Zeugen auf, die Hausbesorgerin, ihr Stiefsohn Willibald B., dann die Parteien Anna H. mit ihrer Untermieterin Frau Sch. Es half kein Zeugen, B. wurde auf die Zeugenaussage hin verurteilt. Aber er wollte es sich diesmal nicht gefallen lassen, umso mehr als es klar auf der Hand lag, daß die Hausbesorgerin und die zwei Parteien, gar nichts gehört haben können, weil sie garnicht dabei waren. Er nahm sich einen Privatdetektiv auf, der auch wirklich aus den zwei herausbekam, daß nichts von ihnen gehört wurde, weil die Hausbesorgerin einerseits nicht im Hauße war, andererseits im zweiten Stock sich befunden hatte, wo er wegen des heftigen Streites, der oben noch herrschte, von dem unten nicht eben laut geführten Ton des B. unmöglich die Worte besch. . . . Hausherr" hören konnte. Sie gaben beide an, sie wären von Strafer in die Kanzlei gerufen und wurde ihnen dabei selbst gesagt, sie müßten so aussagen, da sich Strafer sonst auf keinen der Mieter verlassen könne,

andernfalls müßten sie aus dem Hauße...

Deshalb wurde von der Staatsanwaltschaft die Anklage wegen falscher Zeugenaussage erhoben und auch die beiden andern, H. und Sch., wurden desselben Deliktes angeklagt, doch das nicht genug, der Sohn Strafers, Dymar, der falschen Zeugenaussage zugunsten seines Vaters verdächtig, wird auch Angeklagter.

Als erster Angeklagter wird Willibald B., der Stiefsohn der inzwischen verstorbenen Hausbesorgerin Strafers, einvernommen. Er bekennt sich schuldig und gibt an: Er wurde erst von seiner Stiefmutter informiert, dann mußte er beim Hausherrn erscheinen, wo ihm dieser anbot, er müsse aussagen, wenn er nicht zu Gunsten Strafers aus sage.

Vorl.: "Sie haben ausgesagt, Sie hätten die Weigerung, besch. . . Hausherr" gehört, was ist wahr, das was Sie jetzt auszusagen, oder die Aussage von früher."

Angekl.: "Die jetzige Aussage, ich hätte nur wegen der Wohnung Angst und deshalb habe ich so ausgesagt."

Vorl.: "Und warum sagen Sie jetzt die Wahrheit?"

Angekl. B.: "Weil Strafer nicht mehr der Hausherr ist. Damals hatte ich Angst."

Vorl.: "Ja, wieviel Angst, wieviel können Sie das sagen?"

Angekl.: "Er ist eine reiche Person."

Vorl.: "Das wird er halt vom Militär noch herhaben."

Weiter gibt der Angeklagte an, Strafer hätte ihm gesagt, solche Parteien wie B., könne er nicht brauchen. Nun hält ihm Vorjüngender Hofrat Soos vor, der Sohn Strafers überhaupt, er wäre bei der Unterredung B's. mit seinem Vater dabei gewesen und es hätte B. sich selbst als Zeuge angeboten.

Aber B. bestreitet entschieden, daß Dymar Strafer bei der Unterredung dabei gewesen sei. Die zwei nächsten Zeugen, die Frauen H. und Sch., verwickeln sich in eine Unmenge von Widersprüchen.

Vorl.: "Es ist nur auffallend, daß Sie von dem Streit gar nichts anderes gehört haben als die Worte 'besch. . . Hausherr'."

Dymar Strafer stellt seine Schuld auch in Abrede und behauptet, er wäre bei der Unterredung dabei gewesen. Es wäre ja möglich, B. hätte an diese Tatsache bereits vergessen. Auffallend ist die fast gleiche Verantwortung, ja fast die gleichen Wörter, die er mit seinem Vater anwendet, trotzdem sie getrennt einvernommen werden. Sie wollen beide Wort für Wort das Gespräch wissen, das sie vor drei Jahren mit den übrigen Angeklagten hatten.

Angekl. "Im Uebrigen, wenn ich hätte falsch ausgesagen wollen, hätte ich ja sagen können, ich hätte hinter der Tür gehorcht und alles mitangehört."

Der Hauptangeklagte Karl Strafer, erzählt in kurzem militärischem Ton die angeblichen Vorgänge des Septembers 1926. Angekl. "Die Parteien waren damals gegen mich aufgebracht, Sie meinten, die Hausherrn ließen alles auf Kosten der Parteien herrichten."

Vorl.: "Na ja, das ist ja begreiflich. Haben Sie damals zum B. gesagt: 'Fallen sie mir bei der Verhandlung nicht um?'"

Angekl.: "An das kann ich mich nicht so genau erinnern, es sind schon

vier Jahre her." Vorl.: "Drei Jahre bitte. Es fällt mir auf, daß Sie sonst sehr präzise Angaben machen, ja sogar über die damaligen Vorgänge noch detaillierter aussagen, als vor drei Jahren." Staatsanwalt Tomittsch: "Waren Sie damals grob mit B.?" Angekl.: "Grob? Das ist Aufassungssache. Er hat mich immer gefressen und sich widersetzt, stets gemeint, wir wollen uns auf Kosten der Parteien die Häuser herrichten lassen." Staatsanwalt: "Na ja, das war sein gutes Recht, keine persönliche Ansicht." Sämtliche Zeugen geben an, sie wüßten von einer Beschimpfung des B. gegenüber Strafers nichts, sie hätten sich damals schon sehr gewundert, daß die Zeugen B., H., Sch. und insbesondere die Hausbesorgerin, die überhaupt nicht im Hauße war,

als Zeugen aufmarschierten. B. wäre ein ruhiger Mensch, von dem man kein lautes Wort und schon gar nicht solche Schimpfworte, wie 'besch. . . Hausherr' gehört hätte. Aus ihm müßte man im Gegenteil jedes Wort herausziehen.

Sensationell wirkt die Aussage der Tochter der Hausbesorgerin, die schildert, ihre Mutter hätte in letzter Zeit an Depressionen gelitten und auf die Fragen der Tochter nur immer geantwortet:

"Ich kann nicht sterben, mich brüht mein Gewissen so."

Als sie die Mutter ins Versorgungshaus

geben wollte, hätte Strafer sie beschimpft und gemeint, er selber werde für die Frau sorgen. In solcher Menschenfreundlichkeit litt plötzlich der "Herr Hausherr". Endlich wäre sie darauf gekommen, Strafer hätte sich von ihrer Mutter 700 Schilling ausgeliehen, die er dann nach ihrem Tode wieder rückgezahlt hat. Vor dem Tode aber hätte sie ihr eingestanden, daß sie damals gar nicht dabei war und sie und ihr Sohn Willibald falsch ausgesagt hätten.

Dr. Wessely: "War die B. eine fromme Person?"

Zergin: "Sehr fromm."

Dr. Wessely: "Hatten Sie es aus diesem Grund für möglich, daß sie einen falschen Eid abgelegt hat?"

Zergin: (Zuckt die Achseln.)

Vorl.: "Herr Doktor, so eine Frage kann sie doch nicht beantworten. So eine Frage können Sie bestenfalls an den lieben Gott stellen. Vielleicht gibt der Ihnen Antwort."

Auch der Gendarmeriebeamte Josef Schweller bestätigt, daß die damals angeklagte Frau B. ihm zugestanden hätte, daß sie seinerzeit einen falschen Eid abgelegt hätte.

Karl Strafer (Vert. Dr. Wessely), wurde zu sechs Monaten Kerker, sein Sohn zu zwei Monaten Arrest bedingt, die Angeklagten Sch. zu zwei Monaten Kerker, H. zu einem Monat Kerker, der Angeklagte B. (Vert. Dr. Hummer) zu zwei Monaten Arrest bedingt verurteilt.

Die Not der österr. Gemeinden.

Der Voranschlag der Stad. St. Völkten für 1930 weist ein Erfordernis von 4.628.970.— Schilling und eine Bedeckung von nur 4.333.290.— Schilling auf, so daß sich ein budie mähiger Abgang von 295.680.— Schilling ergibt. Der Finanzreferent Stadtrat Dr. Julius Fischer gibt einem Mitarbeiter unseres Blattes die nachstehenden Aufschlüsse, denen durchaus allgemeine Bedeutung für die Beurteilung der Finanzlage der Städte und Industrie-gemeinden Oesterreichs zukommt. Die Ned.

Der Voranschlag für 1930 steht im Zeichen einer noch würgenderen Knappheit als der des Vorjahres. Es muß die Stadterhaltung der Bevölkerung Wünsche vertragen, deren Erfüllung längst fällig wäre und auf die sie vollstes Anrecht hätte, und dennoch muß man noch einen gewaltigen Budgetabgang in Kauf nehmen. So ist dieser Voranschlag wiederum ein

Notignal an die österreichische Öffentlichkeit.

nach den diesen Notsignalen, die im Laufe die'r Jahre von den verantwortlichen Verwaltern unserer Städte und Industriegemeinden gegeben wurden, auf daß endlich die Voraussetzung für eine — bei aller gebotenen strengen Sparfamkeit — gedeihliche Führung der städtischen Haushaltungen geschaffen werde. Es haben die Ermüdungen, welche sich angesichts dieses Voranschlages ergeben, volle Geltung auch über den Kreis St. Völkens hinaus. Der Voranschlag schließt in der ordentlichen Gebarung mit einem sehr bedeutenden Abgang, der sich aber

noch um einen Betrag von 16.000.— Schilling erhöhen

wird, wenn der jüngst im Landtage gefasste Beschluß Gesetzeskraft erlangt, nach welchem die Vergütung an die Hauseigentümer für die Einhebung der Gebäudesteuer und der Zuschläge von 6 auf 12 Prozent erhöht, also verdoppelt werden soll. Herr Vize-Bürgermeister und Abgeordneter Prader, der seiner Stadt so wie allen Gemeinden damit einen schlechten Dienst erwiesen hat, möchte sich auf das Beispiel der Gemeinb. Wien berufen! Doch dort beträgt die Vergütung nur 10 Prozent und darf zudem ein Höchstausmaß von 20.— Schilling pro Monat nicht übersteigen.

Die Ursachen für die so wenig Trost bringende Budgetierung sind teils allgemeiner, teils lokaler Natur. Die allgemeinen Ursachen überwiegen. Bei der Besprechung des Gebarungsbudgets für das Jahr 1928 (60.000.— Schilling) nahm ich schon Gelegenheit, auf die bedrohliche Verschlimmerung der Finanzlage zu verweisen, als auf eine Erscheinung, die sich keineswegs auf St. Völkten beschränkt, sondern in steigendem Maße bei einer Reihe österreichischer Städte hervortritt. Ich will da nur auf unsere Nachbarstadt

Krems

(die in bürgerlicher Verwaltung steht. Die Red.) hinweisen, die bei einem ungleich geringeren Umfange ihrer Haushaltungs-

gebarung in den Rechnungsabschlüssen der Jahre 1927 und 1928 bereits

steigende Abgänge

verzeichnen muß. Es sind eben die österreichischen Städte von Haus aus mit Einnahmen ungenügend versorgt, es benachteiligt die besterhe der Aufstellung der öffentlichen Ausgaben die Städte in hohem Grade. Praktisch gesprochen: Es bleibt der Gemeinde als solcher ein viel zu geringer Anteil an der Gesamtsteuerleistung ihrer Bevölkerung. So unbefristet diese Tatsache ist, so wenig findet sich eine entschlossene Kraft im Staate, diesen Uebelstand zu beseitigen.

Der Katastrophenwinter und dazu der Heimwehrrummel.

Im Vorjahre veranschlagte die Stadt St. Völkten nur einen unbedeckten Abgang von 100.000 Schilling, der bei der äußersten Sparfamkeit — die wir angewendet haben — bei Zurückstellung auch noch so gebotener Ausgaben im Laufe des Jahres wahrscheinlich zur Gänze aufgeholt worden wäre, wengleich das Sparen und Drosseln in lebenswichtigen Verwaltungszweigen auf die Dauer wirkliche Wirtschaftsschädigungen erzeugt. Aber da — von uns zu allem noch die Folgen des außerordentlichen Winters getroffen! Die Schäden, die der Winter verursachte, die Mehrausgaben die er nach sich zog, und über dies noch die Mehrausgaben, die der Heimwehrrummel uns bescherte, erforderten Nachtragskredite von fast einer Viertelmillion Schilling. Das auch noch herbeizubringen, ist natürlich bei einem an sich schon auf das äußerste gedrosselten Haushalte ein Ding der Unmöglichkeit. Nun haben alle Stadtgemeinden den Versuch unternommen, für die durch den Katastrophen Winter hervorgerufene besondere Schädigung beim Bunde in Form einer entsprechenden Aktion Hilfe zu erlangen. Das Finanzministerium hat rundweg abgelehnt. Wir müssen aber begreifen, daß sich eine solche kollektive Schädigung in allen Zweigen einer Gemeindevverwaltung auswirken muß und sich u. a. auch der Erfüllung der an sich gewiß berechtigten Forderungen der Gemeindeangehörigen für 1929 hindernd in den Weg gestellt hat. Diese Schädigung wirkt aber auch schon in das kommende Haushaltsjahr fort, z. B. durch den Zinsdienst für die zur Deckung der Mehrausgaben aufgenommenen Kontokorrentkredite.

Die Zinsfußerhöhung.

Mit voller Wucht wirkt sich aber in diesem Voranschlag aus die zweifache Erhöhung des Darlehenszinsfußes, welche uns die genügend bekannten Ereignisse des heurigen Jahres beschert haben. Wir zahlen für die von der Gemeinde aufgenommenen Investitionsanleihen jetzt um 1 1/2 Prozent mehr.

Das allein belastet die Verwaltung mit rund 150.000 Schilling.

Dazu noch die fortschreitende Teuerung! Man kann nun optimistisch sein und hoffen, daß die Zinsfußerhöhung in der nächsten Zeit mehr oder minder abgebaut werden

wird und man könnte versuchen, durch weitere Drosselung im Haushalte über die Zinseszinszeit hinwegzukommen, wenn — bei Haushalt nicht schon gar so sehr eingeschränkt wäre!

Aber faktisch weist dieser Voranschlag gegenüber dem des Vorjahres noch weitere weitgehende Einschränkungen auf. Einschränkungen z. B. auf dem Gebiete der Straßenspflege, was noch möglich war, weil durch die abgeschlossene große Straßenbauaktion viele Kilometer Straßen keine besonderen Herstellungskosten verlangen werden. Man hat auch, der allgemeinen Lage Rechnung tragend, die gegenüber anderen gleichrangigen Städten seit jeher bescheidenden Beiträge der gewählten Verwalter dieser Stadt für dieses Notjahr, erheblich herabgesetzt. Aber

man hat leider auch einschränken müssen auf dem Gebiete der Fürsorge

und trotzdem bleibt der große Fehlbetrag, von welchem auch bei günstiger Gestaltung des Wirtschaftslebens nur ein Teil weitzumachen sein wird.

Wohnungsfürsorge blieb den Gemeinden allein überlassen.

Dieser allen Anstrengungen spottende Notstand muß also auch noch tiefer liegende, schwerwiegende Gründe haben. Die sind auch wohl nachzuweisen! Es ist doch so, daß durch fast ein Jahrzehnt Oesterreichs Städte auf ihren schwachen Schultern ganz allein die Last der Wohnungsfürsorge tragen mußten, von der man überall sonst in Europa längst erkannt hatte daß die Nachkriegszeit eine Wohnungsfürsorge aus allgemeinen, staatlichen Mitteln erfordere. Und

überall sonst hat auch wirklich seit Jahren der Staat diese Last getragen

und sich dafür besondere Einnahmen geschaffen. Nur bei uns in Oesterreich hat man sich erst vor wenigen Monaten annehmend zu dieser Auffassung durchringen können.

Abgesehen von Wien, mußten nun die österreichischen Städte diese Wohnungsbaulen bestreiten im wesentlichen aus geliehenen Geldern, für deren Amortisation und Verzinsung die ohnedies weit höher als in Wien bemessenen Mietzinsen nicht ausreichten. Es sind also die Städte mit diesem gleichem eingefrorenen verlorenen Bauaufwande allein belastet, den sie in absehbarer Zeit nicht abbürden können. Ganz Völkten hat im Laufe der letzten Jahre für städtische Wohnbauten allein 3,7 Millionen Schilling ve aus gibt,

deren Verzinsung und Amortisation im Jahre rund 370.000 Schilling erfordert. Der Nettoertrag der Mietzinsen in dieser Häusern beträgt aber nur 123.000 Schilling so daß die Stadt auf ihre Wohnungsbaulen im Jahre 247.000 Schilling rein daraufzahlen muß, eine laufende alljährliche Aufwendung, welche nahezu gleichkommt dem für das nächste Jahr veranschlagten Abgange. Wäre es daher nicht gerechtfertigt, den Städten diese ihnen einseitig aufgebürdete Last, zu deren Tragung sie offenkundig zu schwach sind, durch eine gesamtstaatliche Aktion abzunehmen, wenn doch jetzt endlich grundsätzlich anerkannt ist, daß ohne umfangreiche Zuschußleistung in Oesterreich ein Wohnbau nicht möglich

ist und daß dieser Aufwand aus allgemeinen Steuermitteln aufgebracht werden muß? Auch das ist allgemein bekannt, auch dies findet aber leider viel zu wenig Biberhall in der Öffentlichkeit, obwohl es sich da um ein wirkliches Staatsproblem handelt, das für Wohlstand und Wirtschaft weit stärkere Bedeutung hat, als etwa die meisten von den Verfassungsänderungen, deren Durchführung man jetzt Staat und Wirtschaft durch Monate so beunruhigt hat.

Fürsorge und Schule.

Ganz eigentümlich aber muß es einen berühren, wenn man in der bürgerlichen Presse die Sorgen der Volkswirtschaft mit der ganz falschen Vorstellung trösten will, daß die dort notleidenden Gemeinden gar noch imstande wären, weitgehende Steueropfer zu bringen. Man geht sogar weiter und schlägt zur Entlastung der Stadtwirtschaft den "Abbau von Verwaltungszweigen" vor. Dem kann, mindestens so weit es sich um Aufwendungen für Schule und Fürsorge handelt, nicht entschieden genug widersprochen werden. Warum nicht eigentlich noch viel zu wenig für die Fürsorge? Kommt nicht ihre Auswirkung, wenn schon nicht unmittelbar der sogenannten "Wirtschaft", so doch der Volkskraft und Volksgesundheit zugute? Wir verwalten doch schließlich nicht nur für den Erwerb,

sondern vor allem für den Menschen!



Die SINGER MARKE
verbürgt Qualität

Weltförende
Zahlungsvereinfachungen
Mäßige Monatsraten

SINGER-NAHMASCHINEN
Aktiengesellschaft
ST. PÖLTEN, Kremsergasse 41

Und für Schulwecke wird auch noch lange nicht so viel angewendet, als man möchte und sollte. In seinem Gesamtaufwande hat das Schulwesen in diesem Voranschlage wohl keine Verringerung erfahren, aber leider auch keine Steigerung. Wenn auch die

Aufwendung für unentgeltliche Lehrbücher (21.000 Schilling) gere über dem Vorjahre fast auf den doppelten Betrag gesteigert worden ist, so findet der moderne Unterricht damit noch weitaus nicht das Auslangen. In diesem Zusammenhange sei als einzige, rein lokale Ursache der Aufwandssteigerung genannt der ab 1930 einsetzende, übrigens bescheidene Zinsaufwand für den Gewerbeschulbau. In dem Voranschlag ist auch ein Betrag von 60.000 Schilling als erste Rate aus dem Ertrage der Strompreiserhöhung für den

Bau einer neuen Hauptschule

eingesetzt. Diese Rate wird sich in den folgenden Jahren auf 80.000 bis 100.000 Schilling steigern. Natürlich würde dieser Betrag nur zur Verzinsung und Amortisation des kleineren Teiles des gesamten Schulbauverdienstes ausreichen, wobei noch zu bedenken ist, daß die Unterbringung der Schulbauanteile im gegenwärtigen Augenblicke

infolge der Verminderung der Spareinlagen gar nicht möglich ist.

Hoheitlich bessern sich die Dinge in einigen Monaten. Die Beschaffung der Bedeckung für den größeren Rest des Schulbauverdienstes ist eines der schwierigsten Finanzprobleme der Stadt, wobei wir auch nicht allein stehen, denn überall gibt es absolut

dringliche Aufgaben kulturellen und wirtschaftlichen Aufbaues zu erfüllen.

**Polizeiverbundlichung eine Aus-
hilfe, aber kein Ausweg!**

Damit kommen wir auch zur richtigen Einstellung gegenüber einer besonders oft erörterten Frage, nämlich der Verbundlichung der Polizei, als einem „Mittel ausgiebiger Entlastung des Gemeindehaushaltes“. Eine solche kann, wie heute die Dinge sich präsentieren, — abgesehen von den vielen sie begleitenden Bedenken — von einer solchen Maßnahme gewiß erwartet werden.

Aber eine durchgreifende Lösung des Aufgabenproblems wird darum keineswegs entbehrlich!

Es haben ja andere Städte diese Maßnahme schon durchgeführt, ihr Ergebnis mußte auch dort zum Großteil für unausschießbare Investitionen verwendet werden und befinden sich auch diese Städte heute noch immer in einer nicht bedrängungsfreien Lage.

Wir werden also, wie die Dinge nun einmal gegenwärtig liegen, den Haushalt mit allen diesen Einschränkungen führen müssen, wir werden alles daran setzen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, aber — weder Wirtschaft noch Volksleben, niemand hat Ursache sich mit einer derartigen Einschränkung des Gemeindelebens zufrieden zu geben.

**DAS GEHEIMNIS
DES ERFOLGES
LIEGT NUR IM**

INSERIEREN

Süßester und Rind. Es besteht der Brauch, Kinder vom Süßesterpunsch trinken zu lassen. Dies ist eine Unsitte, bei der die Erwachsenen nicht bedenken, daß der im Punsch enthaltene Alkohol dem Kinde schadet. Alkoholgenuß in jeder Form ist Jugendlichen gesetzlich verboten. Ein-sichtsvolle Eltern werden daher ihren Kindern weder Punsch noch sonstige alkoholische Getränke geben. Sie schämen durch das Fernhalten des Alkohols das Kind von Schädigungen seiner körperlichen und geistigen Entwicklung. Kein Alkohol dem Jugendlichen!

Aus der Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwalde

Gott erhalte!

Die „Reichspost“ hat einen guten Tag hinter sich, an dem sie der Bevölkerung Oesterreichs verkündet, daß der Vaugoin wieder ein Stück Tradition für sein Bundesheer gerettet hat. Er wird, wie der Ministerrat zustimmend zur Kenntnis genommen hat, durch Verordnung die Hymne von Haydn, das „Gott erhalte“, mit dem republikanischen Text von Kernstock für das Bundesheer einführen. Das christlichsoziale Blatt wird heftig im Gebrauche daran, daß mit der bisherigen Bundeshymne von Kienzl „Revolutionshymne“ weggeräumt wird, die, wie es behauptet, zwar niemand gekannt hat, die aber dennoch „der österreichischen Seele Gewalt antut“ und „das österreichische Antlitz entstellt“. Der Heeresminister der Bundeswehr hat keine anderen Wunschträume, als unter den Klängen des „Gott erhalte“ — nein, der Bundeshymne für das Bundesheer — die Front seiner Truppen abzuschreiten oder, wie am Sonntag beim Stahlgewerkschaften in Wien, von der Hahnenschwänzlern in ihrer Versammlung damit begrüßt zu werden. Wir werden nun „gesegnet ohne Ende“ sein, da Gott beim besten Willen den Kaiser nicht erhalten konnte. Nachdem die orig. Unzeitgemäßen, die k. k. Tachinierer und jetzigen Hahnenschwanzgenerale, schon die Hoffnung begraben mußten, daß vielleicht doch die Gesetze über die Abschaffung des Adels fallen und für die Habsburger und ihren Anhang noch bessere Zeiten blühen werden, müssen sie von Vaugoin's Gnaden die keine Freude entgegennehmen, daß sie die Republik bei derselben Melodie grüßen müssen, bei der sie in früheren Zeiten schwarzgelb bis in die Knochen wurden. Daß das Auslande den Namenwechsel ohne großes Kopfschütteln nur lächelnd — sonst haben sie keine Sorgen! — zur Kenntnis nehmen wird, kann man glauben, aber bis wir für diese „Leistung“ mit Kredit ge-segnet werden, wird noch ein langes Ende haben. St. P.

Schneidmühl in einer gut besuchten Versammlung der Sektionen 5 und 6 über „Krise in Politik und Wirtschaft“. Ausgehend von der augenblicklichen katastrophalen Arbeitslosenkrise zeigte der Referent in übersichtlicher Form die Zusammenhänge der Wirtschaft und Politik auf. Die Kriegslasten Europas, das Schwächen des Vermögens der europäischen Nationen durch den Krieg sind Grundursachen der schweren Not. Besonders schwer leidet natürlich unser Oesterreich, dessen alles Wirtschaftsgelände zerstört und durch künstliche Schranken zersplittert wurde. Die Vergiftung unseres bürgerlichen Lebens durch eine ungeheure bürokratische Politik aber hat unser Staatswesen aufs ernstlichste bedroht. Anstatt der nötigen Wirtschaftspolitik wurde eine leichtfertige Wertpolitik betrieben, deren schwere Folgen nun zu tragen sind. Die innere Befriedigung und eine gesunde Wirtschaftspolitik müssen zu einer Besserung unserer Lage führen. Am Ende aber müssen wir zur friedlichen Durchsetzung unserer Idee weiterkämpfen. Mit der Unterstützung, die Partei in diesem Kampf zu uns stellen, schloß Gen. Schneidmühl unter lebhaftem Beifall sein Referat.

ESSET ÄHRENBROT

Aus den Vereinen.

Verein der Arbeiterkassen und Tagelöhner „Steinadler“ St. Pölten. Sonntag den 29. Dezember 1929 um 9 Uhr vormittags in der Schießhalle Rennbahn Plenarsitzung des Vorstandes, wozu sämtliche Obmänner der Zahlstellen des Kreises eingeladen sind. Referent aus Wien. Pünktliches Erscheinen Pflicht.

Halb 3 Uhr nachmittags Generalversammlung des Arbeiterkassenvereines St. Pölten in der Schießhalle auf der Rennbahn. Tagesordnung wird bei Beginn der Versammlung bekanntgegeben. Referent aus Wien. Es ergeht an alle Mitglieder des Vereines die Aufforderung, bestimmt und pünktlich zu erscheinen. Diese Ankündigung ist statt jeder besonderen Einladung.

Der Arbeiter-Gesang- und Musikverein „Fortschritt“ Spratzen wird heuer seine 3. große Silvesterfeier bei Herrn Kodras in Spratzen abhalten, bei welcher vor Mitternacht ein sehr reichhaltiges Programm an Uebren, besonders aber humoristische Stücke zum Vortrag gebracht werden. Nach zwölf Uhr Tanz, wozu auch eine sehr originelle Bauernkapelle ihr Bestes dazu beitragen wird. Es werden alle Sanges- und Musikfreunde auf das herzlichste eingeladen.

Wästen der Weihnachtszeitung. Die bekannte gemeinnützige Bauersparasse der Gemeinschaft der Freunde in Wästenret, hat

bei der eben vor einigen Tagen stattgefundenen Baugeldziehung wieder 863 Bauparern, darunter 200 aus Oesterreich, das Baugeld zur Verfügung gestellt. Insgesamt sind damit über 8000 Eigenheime mit einer Gesamtsumme von 121 Millionen Reichsmark (200 Millionen Schilling) finanziert worden, wovon etwas über ein Fünftel auf Oesterreich entfällt.

**Wollen Sie gut essen?
Kaufen Sie J. Fischers Delikatessen!**
St. Pölten, Rathausgasse 2

Die Ernte des Lobes

In der Zeit vom 1. bis 15. Dezember 1929 sind in St. Pölten verstorben: Marie Wallner, Haushalt, 1872, Krankenhaus. Marie Bauer, Kind, 1929, Krankenhaus. Alois Hoffmann, Pianist, 1886, Neugebäudeplatz 3a. Alois Reichhuber, Profurij, 1877, Schießstr. 27. Katharina Eder, Haushalt, 1901, Krankenhaus. Magdalena Gschl, Private, Neugebäudeplatz 1a. Josef Traubauer, Pfleger, 1853, Altersheim. Marie Wanger, Freundin, 1858, Krankenhaus. Josefa Sequenz, Pflegerin, 1864, Altersheim. Theresia Höflerer, Haushalt, 1864, Krankenhaus. Erich Rastl, Kind, 1929, Krankenhaus. Marianne Schratzenhofer, Haushalt, 1877, Krankenhaus. Josef Baumgartner, Pfleger, 1859, Altersheim. Georg Plammer, 1859, Altersheim. Karl Schneider, 1929, Herzogenburgerstr. Bar. 17. Caroline Thoma, 1929, Krankenhaus. Paula Gensberger, Haushalt, 1901, Krankenhaus. Franziska Jiehl, Haushalt, 1866, Krankenhaus. Johann Scheibner, Arbeiter, 1877, Krankenhaus. Johanna Arner, Wirtschaftsbeförerin, 1858, Pestalozzistr. 1. Karl Polorny, Lauerhausverwalter, 1867, Brunnengasse 23. Anton Schramm, Schiller, 1917, Krankenhaus. Robert Batella, Tischnermeister, 1891, Klosterstr. 6. Leontine Tarböck, Pflegerin, 1855, Altersheim. Franz Pandion, Schiller, 1916, Krankenhaus. Dr. Paul Janiczek, Arzt, 1886, Krankenhaus. Caroline Wohlmeier, Private, 1853, Franziskanergasse 4. Adolf Kawan, Gastwirt, 1870, Krankenhaus.

Unbezahlte Ausstände des Gast- und Schankgewerbes durch Vereine. Nach dem Erlaß des Amtes der niederösterreichischen Landesregierung kommt es öfters vor, daß Vereine unter Deckung durch die Ge-

werbverehrung eines Gastwirts (Konzeption oder Lizenz) bei Vereinsveranstaltungen auf eigene Rechnung die gewerbemäßige Bewirtung der Teilnehmer an diesen Veranstaltungen, insbesondere den Ausschank geistiger Getränke durchführen.

Die Gastwirte gewahren die Deckung solcher unbesetzter Ausstände des Gast- und Schankgewerbes häufig auch in der Bestrafung, daß im Weigerungsfalle ihre Gastwirtschaft von den Vereinsmitgliedern gemieden werde.

Der Magistrat St. Pölten macht die Vereine und Gastwirte darauf aufmerksam, daß in Hinblick bei Verdacht einer ungesetzlichen Bewirtung der Teilnehmer an den Vereinsveranstaltungen gegen den betreffenden Verein, bzw. das betreffende Vereinsmitglied das Strafverfahren (wegen unbesetzter Ausstände des Gast- und Schankgewerbes) und gegen den diese unbesetzte Ausstände etwa deckenden Gastwirt das Strafverfahren wegen Täuschung durchgeführt werden wird.

Bitten an alle lieben Tierfreunde!

Kaufet zahlreich die Lose der Wertlotterie des „Wiener Tierfuchvereines“ zugunsten der Erbauung eines neuen Tierfuchhauses. Die Lose sind in dem meisten Drahten erhältlich. Ziehung am 30. Dezember 1929. Lospreis 1 S. Kaufet ferner den „Oester. Tierfuchkalender 1930“, mit reichhaltigem und nützlichem Inhalt. Preis 3 S. Käuflich in den Buchhandlungen. — Füttert besonders fleißig die hungrigen Wintervögel in der rauhen Jahreszeit mit geeigneten, unverderblichen, daher trockenen und auch fettreichen Futtermitteln (jedoch nie mit salzigem, faurem oder leicht verderblichem Futter)! Habt auch eifrig auf die Vögelfänger acht und bringt dieselben allmorglich zur Krücke oder laßt sie verhaseln! „Tiere schützen, heißt Menschen nützen“ und „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“. Näheres bei Ing. Karl Strohschneider, St. Pölten, Schulring 14, 1. Stock.

Kaufe Deine **MÖBEL** im größten Möbelkaufhaus H. PRENNER

Aus der Partei.

Die sozialdemokratische Bezirksorganisation St. Pölten-Stadt veranstaltet Dienstag, den 31. d. M., in den Stadtsälen eine Silvesterfeier. Saalöffnung 7 Uhr, Beginn 8 Uhr abends. Eintritt 2 S. Musik der Eisenbahnergewerkschaftskapelle.

Sektion 5 und 6. Am Freitag, den 6. Dezember 1929, sprach Landesrat Genovise

Hofmann Klaviere
Größe und leistungsfähigste Fabrik Oesterreichs
Vertretung: Friedrich Dehmal, Klaviermacher, St. Pölten, Domg. 8

Vom Magistrate St. Pölten. Am 1. Jänner 1930 werden vom städtischen Meldeamt St. Pölten für Besucher eigene Meldezettel (Farbe: rosa) ausgegeben. Auch jede Person, die auf Besuch hier weilt, muß nach den bestehenden Meldevorschriften innerhalb 24 Stunden an- bzw. abgemeldet werden. Hiefür ist die Belehrung auf der Rückseite des Meldezettels genau zu beachten. Übertretungen der Meldevorschriften werden durch den Magistrat bestraft, falsche Angaben durch das Gericht geahndet. Es werden daher ab 1. Jänner 1930 folgende Arten von Meldezetteln ausgegeben: für Hauptmieter: Farbe weiß; für Untermieter: Farbe grün; für Besucher: Farbe rosa.

Klaviereinkauf ist Vertrauenssache. Ein gutes Klavier bringt viel Freude in das Haus und ist meist eine Anschaffung für Lebensdauer. Besuchen Sie daher das Klavierhaus Stroblhof, St. Pölten, Schießstättpromenade 9. Dort finden Sie nicht nur erstklassige Instrumente, sondern können Sie sich gleich selbst von der Leistungsfähigkeit dieser Firma überzeugen. (Entgeltlich.)

Ein Silvesterabend, von dem Sie sagen werden, er war schön gewesen, können Sie diesmal am 31. in Witzls Weinrestaurant erleben. Die neue Geschäftsleitung Hermann Marx legt alles daran, ihren V. T. Gästen den Abend stimmungsvoll und gemächlich zu gestalten. Ein Koch stellt seine Kunst in Wiener und französischer Küche den Gästen zur Verfügung, der Weinkeller Witzl bringt sein Bestes, erstklassige Musik mit bewährtem Können erkundet Sie, der Clou des Abends ist jedoch eine Ueberraschung der neuen Geschäftsleitung, ein Spezialbuffett. Zum freundlichen Besuch ladet höchlichst ein. Die Geschäftsleitung. (Entgeltlich.)

Eine dringende Bitte an Eltern und Jugendfreunde. Weihnachten naht und damit das frohe Schenken. Kindern wird dabei häufig Zuckerwerk und Schokolade gekauft. Manche dieser Süßigkeiten enthalten Likör. Dieser Likör ist ein arges Gift unserer Kinder. Er schadet ihrer Gesundheit und untergräbt ihre Lebenskraft. Seine Wirkung ist der von Schnaps gleich. Es ist also unerantwortlich, wenn Kindern Schnapszucker gereicht werden. Einzigswolle und besorgte Eltern und Jugendfreunde werden daher bei ihren Einkäufen ausdrücklich alkoholfreie Süßigkeiten verlangen und damit ihren Kindern Freude bereiten, ohne sie an Körper und Geist zu schädigen.

Kreiskrankenkasse St. Pölten. Im Monat November 1929 waren 5587 Mitglieder in der Krankenkasse, wovon 2781 vom Vormonat übernommen und 2806 zugewachsen sind. Siedon sind 2779 Mitglieder gewesen und 21 gestorben, so daß weiterhin noch 2787 Mitglieder an Krankenkasse verbleiben. In Kurorten waren 51 Mitglieder untergebracht. Im abgelaufenen Monat wurde an 141 Mitglieder Zahnersatz bezahlt. Im obigen Zeitraum wurden betriebsmäßig verausgabt: An Krankengeldern S 159.281,30, Mutter- und Kinderzuschüssen (Schwangerschafts- und Wöchnerinnenzuschüssen), Stillprämien und Hebammenentlohnungen 15.784,68, Verze- und Krankenkontrollkosten 48.853,72, Medikamente- und Heilmittelkosten 15.951,50, Spätpflege- und Transportkosten 14.455,23, Begräbniskosten 3.925,-, Familienversicherung S 144,50, Rekonvaleszenten- und Heilfürsorgekosten 5.200,-, Zahnbehandlungsstellen 5.200,-, zusammen S 271.575,93. Aus dem außerordentlichen Unterhaltungsfonds S 11.731,46, betriebsmäßig verausgabte die Kasse seit 1. Jänner 1929 S 3.259.418,22. Gesamtbetriebsumlag im Monat November 1929 S 2.406.163,74. Abgeführt wurden im Monat November 1929: An Arbeitslosenversicherungsbeiträgen S 235.959,34, Zuschüssen zur Arbeitslosenversicherung 61.429,79, Arbeitsvermittlungskosten 14.822,73, Kummerbeiräten 7.209,41, Siedlungsbeiträgen 1.494,99, Altersfürsorgebeiträgen der Arbeiter 82.922,50, Altersfürsorgebeiträgen der Hausgehilfen 2.592,86.

Aus dem städtischen Museum. Die städtischen Sammlungen haben in jüngster Zeit eine Neuverteilung gemacht, die gewiß allen Besuchern des Museums besondere Freude bereiten wird: Eine schöne Viedemeieruhr, ein Werk des St. Pöltner Uhrmachers Peter Sima mit eingebautem Spielwerk. Auf einen Druck des Fingers beginnt die Uhr zu klingen und spielt uns liebliche Weisen aus allen Zeiten vor: Schuberts „Deutsche Tänze“ und ein Stückchen, das wir bisher nicht zu bestimmen vermochten, das aber wohl Mozarts Handn wird zugeschrieben werden dürfen. Das außerordentlich gut abgestimmte Spielwerk wird den Besuchern des Museums vorgeführt werden.

Gleichfalls der jüngsten Zeit gehört ein Fund an, der für das Museum und das

Stadtlarchiv von großer Bedeutung werden wird. Herr Magistratsrat Dr. Platschke ordnete eine Durchsichtung des auf dem Rathausboden befindlichen alten Polizeiarchives an, an der sich der Stadtlarchivar beteiligte. Bei dieser Gelegenheit wurden sieben große Barockbilder entdeckt, Delibilder aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, die die ehemaligen Inhaber der Staatsherrschaft St. Pölten, die Grafen Trautson und deren Gemahlinnen darstellen. Leider befinden sich die Bilder in überaus traurigem Erhaltungszustand, so daß sie erst nach ihrer Wiederherstellung durch die Restaurieranstalt des Wiener kunsthistorischen Bundesmuseums im Museum zur Aufstellung gelangen werden. Gleichfalls im Polizeiarchiv wurden ferner eine große Anzahl alter Jahrgänge von St. Pöltner Zeitungen (St. Pöltner Boten, St. Pöltner Wochenblatt) aufgefunden, die in höchst erwünschter Weise zur Vervollständigung der im Stadtlarchiv erliegenden Exemplare beitragen werden. Noch fehlen aber trotzdem immer noch einige Jahrgänge und Nummern älterer St. Pöltner Zeitungen. Es sei daher bei dieser Gelegenheit die dringende Bitte an die Bevölkerung wiederholt, durch Spenden alter Zeitungen zur Vervollständigung unserer Sammlungen beizutragen. Auch einzelne Nummern werden dankbarst entgegengenommen und mögen bei der Magistratsabteilung V (Armeeliechhof, ebenerdig) abgegeben werden.

Was die St. Pöltner Polizei berichtet.

Fahrraddiebstahl. Am 16. Dezember l. J. wurde dem hier in der Kugelgasse wohnhaften Malermeister A. K. aus der Einfahrt des Gasthauses Berger sein dort ungesichert stehengelassenes Fahrrad gestohlen.

Tags darauf bemächtigte sich ein bisher noch unbekannter Täter des Fahrrades des Postangestellten B. G., welches dieser ungesichert vor dem Postgebäude stehen hatte.

Am selben Tage um 4 Uhr nachmittags wurde im Postgebäude dem gleichfalls dort beschäftigten Postangestellten A. M. von bisher unbekanntem Täter das dort ungesichert stehengelassene Fahrrad entwendet. Der Dieb fuhr mit dem Rade bis zur Schuttbromenade, wo er ein anderes, besseres Rad stehen sah, welches dem Insallateur W. R. gehörte. Der Dieb ließ das Rad des Postangestellten stehen und fuhr mit dem anderen davon. Die Räder der beiden Postangestellten konnten am selben Tage noch zustande gebracht werden. Bemerkenswert ist die Zahl der gestohlenen Fahrräder, welche von den Eigentümern ungesichert stehengelassen wurden, im Laufe des hiesigen Jahres bisher auf 130 beläuft.

Wissen Sie

Geschäftsdiebstahl. Dem hier, Rathausplatz 2, etablierten Kaufmann A. B. wurden am 12. d. M. von drei unbekanntem Frauen, welche in seinem Geschäft zwischen 10 und 11 Uhr Einkäufe besorgten, mehrere Damenkleider gestohlen.

Verkehrsunfälle. Der in Rohrendorf wohnhafte Weinhandelssohn H. A. stieß mit seinem Personauto in der Marijellerstraße, als er angeblich einem Fuhrwerke vorfahren wollte, nächst der Bahnüberführung den 70jährigen A. B. in dem Momente nieder, als er die Straße überqueren wollte.

Der hier in der Brunnengasse wohnhafte Handlungsangestellte F. B. wurde am 20. d. M., vormittags, als er den Riemerplatz überqueren wollte, von dem Personauto des Mühlenselbsters A. W., welcher in mäßigem Tempo fuhr, niedergestoßen. B. soll ihm in das Auto hineingerannt sein.

Am gleichen Tage kam es an der Straßsenkreuzung Daniel Cronstraße-Mühlweg zu einem Zusammenstoß zwischen einem Personkraftwagen und einem Lastzug der Straßenbahn. Das Auto wurde leicht beschädigt, verletzt wurde niemand.

Brand durch einen Petroleumofen. Durch unachtsame Bedienung eines Petroleumofens, Marke „Dpal“, kam es im Gemischtwarengeschäfte des W. R. in der Josefstraße zu einem Brande. Der Fleischhauergehilfe E. M., welcher die Pumpe des Petroleumofens, der nicht funktionieren wollte, bediente, zündete trotz Warnungen den Ofen an. Das ausgewonnene

Petroleum fing sofort Feuer und in kurzer Zeit brannte die mit Papier überklebte Wand. Mit Hilfe von herbeigeeilten Personen konnte das Feuer gelöscht werden, so daß die erscheinene Feuerwehr nicht mehr in Aktion zu treten brauchte.

Dienstdiebstahl. Seitens der Direktion der Spitzfabrik Viehofen wurde die Anzeige erstattet, daß im Betriebe seit drei Monaten Diebstähle verübt werden. Auf Grund der gepflogenen Erhebungen wurde vom Kriminalbeamten-Bezirksinspektor Urbas der in Viehofen wohnhafte Otto L., welcher in der Fabrik Nachtwächterdienst zu versehen hatte und während desselben zu allen Räumen Zutritt hat, als Täter ausgemittelt. Ein Großteil der gestohlenen Waren konnte zustande gebracht werden.

Fahrraddieb verhaftet. Der in Ober-Wagram wohnhafte Walter Mazze wurde vom Kriminalbeamten Beer in dem Augenblicke verhaftet, als er am 20. Dezember, vormittags, im hiesigen Dorotheum ein Damenfahrrad, welches er tags zuvor dem in der Wapazelle wohnhaften Strazzenkammerl E. Z. gestohlen hatte, verheimlichte. Nach anfänglichem Leugnen gab Mazze den Diebstahl zu.

Anmeldung von öffentlichen Aufzügen. Aus Anlaß eines am Sonntag abends stattgefundenen, der Behörde nicht angemeldeten öffentlichen Aufzuges kam es in der Lingerstraße und besonders in der Wenerstraße vor dem Gasthause Kraus zu einer öffentlichen Ordnung und den Verkehr störenden Demonstration, welche infolge des damals lebhaften Verkehrs einen bedrohlichen Charakter annahm.

Es wird daher erneuert darauf aufmerksam gemacht, daß im Sinne des § 5 des Verf.-Ges. öffentliche Aufzüge gemäß § 2 des zzt. Gesetzes 3 Tage vorher beim Magistrate (Abteilung II, Polizeiamt) anzumelden sind, wobei nach einer Entscheidung des Kassationshofes aus Rücksichten der öffentlichen Ordnung und des Verkehrs auch der Weg, den der Zug nehmen wird, der Behörde anzugeben ist.

Die Sicherheitswache wurde angewiesen, nicht oder nicht rechtzeitig angemeldete Aufzüge aufzulösen und gegen den Veranstalter die gerichtliche Strafanzeige zu erstatten.

Tragen von Feldspaten, Beispicken und Stahlhelmen bei Versammlungen und öffentlichen Aufzügen. Wie dem Bundeskanzleramte bekanntgeworden ist, haben Mitglieder von Vereinen oder vereinsähnlichen Organisationen in Beinträchtigung beim Erscheinen auf ihren Sammelplätzen, Feldspaten, Beispicken und Stahlhelme mit sich geführt und bei Aufmärschen in geschlossenen Aufzügen getragen. Das Bundeskanzleramt als oberste Sicherheitsbehörde hat sich daher veranlaßt gesehen, neuerlich auf das im § 14 des Gesetzes über das Vereinsrecht vom 15. November 1867, R.-G.-Bl. Nr. 134 und im § 9 des Gesetzes über das Vereinsrecht vom 15. November 1867, R.-G.-Bl. Nr. 135 statuierte Waffenverbot aufmerksam zu machen. Diese beiden Bestimmungen richten sich gegen die bewaffnete Teilnahme an Vereins- oder sonstigen Versammlungen, sowie an öffentlichen Aufzügen. Was die Stahlhelme im besondern betrifft, so ist das Tragen derselben nach den §§ 2 und 3, Ziffer 29 des Bundesgesetzes vom 17. Jänner 1928, B.-G.-Bl. Nr. 27 verboten und es kann laut Verfügung des Landeshauptmannes für Niederösterreich mit Rücksicht darauf, daß die Stahlhelme militärischen Charakter tragen, für das öffentliche Tragen durch die Mitglieder von Vereinen eine Genehmigung nach § 7 der Ministerialverordnung vom 26. Februar 1917, R.-G.-Bl. Nr. 79 nicht erteilt werden. Gemäß d. h. Verweisung des Bundeskanzleramtes wurden daher die Sicherheitsorgane angewiesen, dem gesehmdrigen Tragen von Feldspaten, Beispicken und Stahlhelmen durch Teilnehmer von Versammlungen und öffentlichen Aufzügen unbedingt entgegenzutreten und gegen Zuwiderhandlende die Strafanzeige zu erstatten.

Eingefendet.

Hunde und Katzen in der Stadt. Nicht jeder braucht einen Haus-, Wach- oder Jagdhund und nicht viele Hunde sind es, die Verbrecher aufstöbern und auch für unsere Bernharden und Neujandländer gibt es bei uns keine Gelegenheit, ihre Anlagen zu verwirren. In St. Pölten wimmelt es aber nur so von Hunden. Wenn man die Hunde unserer Stadt beobachtet, so kann man außer einer Menge von ganz unbestimmten Rassen und Arten von Hunden den kleinen Wach-, Dach- und Borstehhund, den Spitz, die Dogge und

... Für den Oesterreicher erfreulich ist es, daß im „Großen Brockhaus“ die österreichischen Verhältnisse weit mehr berücksichtigt sind, als dies bisher in allen Lexiken üblich war ...“
Mitteilungen der industriellen Bezirkskommission, Wien, über den „Großen Brockhaus“.

Band IV soeben erschienen

Jetzt noch günstige Bezugsbedingungen:
1. Bequeme Ratenzahlungen,
2. Umtausch alter Lexika.

Verlangen Sie noch heute von Ihrem Buchhändler oder direkt vom Verlag kostenfrei und völlig unverbindlich für Sie die interessante und reich bebilderte Broschüre:
Der Große Brockhaus neu von A-Z

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG



Bulldogge, den Dobermann, Pinscher, Pudel und Mops sowie den Wind-, Schäfer- und Wolfshund und auch den Bernharden und Neujandländer finden. Das Halten von Hunden scheint jetzt Mode zu sein und weil der A einen Spitz hat, so muß der B sich einen Mops halten. Wozu Meiapartien, die im ersten, zweiten oder dritten Stock wohnen, einen Hund haben, ist wohl nicht recht verständlich.

Vor dem Weltkrieg gab es in St. Pölten nicht den dritten Teil der Hunde von heute. Wenn man genötigt ist, zeitlich früh durch die Straßen der Stadt zu gehen, da sieht man die Beschörung, die die Hunde auf den Straßen und Gehsteigen anrichten. Alles ist voll und beschmutzt von den Ausleerungen dieser Tiere. Auch tagsüber kann man sehen, wie die Hunde die Straßen und Steige verunreinigen. Sie werden einfach früh hinausgelassen und nur sucht sich jeder Hund sein Plätzchen; am liebsten sind es die Handsteine der Gehsteige. Nur wenige Hundebesitzer führen ihre Lieblinge in entlegene Gegenden. Auch fallen die Hunde oft durch ihr langes Bellen in der Nacht der Nachbarschaft zur Last. Wenn der Hund in der Nacht durch ein Geräusch in seiner Ruhe gestört wird, dann entschädigt er sich durch das Bellen.

Des öfteren kann man beobachten, daß Hunde auch in öffentliche Lokale und Geschäfte mitgenommen werden. Das ist ein grober Unfug, weil unhygienisch. Und jagt der Inhaber eines Geschäftes das „brave Hundchen“ hinaus, dann bekommt er es mit dem Trauerl oder Herrl zu tun und gar oft sind deswegen Verdrießlichkeiten entstanden, die dann das Ausbleiben der Kundschaft zur Folge hatten. Ein strenges Verbot, welches das Mitnehmen von Hunden in öffentliche Lokale und Geschäfte ausspricht, wäre sehr angebracht.

Auch das Halten von Katzen hat sehr überhand genommen. Man sieht diese Tiere in Gärten, Parkanlagen, ja sogar auf den Promenaden und Straßen umherlaufen. Wenn man sich schon ein Kästchen zum Zeitvertreib hält, so gehört es ins Haus. Geschäfts- und Wirtschaftsleute sind gezwungen, sich Katzen zu halten, für die es in Magazinen, Schubfen und Schuppen Arbeit und Unterhaltung genug gibt. Die Katze, die sich auf der Gasse oder im Garten umherstreift, wird zum Raubtier und sie richtet in unserer ohnedies schon spärlichen Einatmosphäre unendlichen Schaden an. Ja, die Forstleute berichten uns, daß die Katzen im freien jungen Hasen, Rebhühner und Fasanen nicht verschonen. Denn mit dem Mäusefangen nimmt die Katze nur dann vorlieb, wenn ihr die Vögel zu hoch sitzen.

Man kann ein noch so guter Tierfreund sein, so wird man doch über die unehre Rahl von Hunden und Katzen, die recht meistens ohne allen Grund und Zweck erhalten werden, verwundert den Kopf schütteln.

F. A.

Wer in der Nacht nicht schlafen kann, Der kauf ein Bett bei „Sannemann“.

Aus den Bezirken

Die Arbeitslosigkeit.

Die statistischen Aufzeichnungen ergaben für den Stadtbezirk St. Pölten mit 15. Dezember 1929 einen Stand von insgesamt 2273 Arbeitslosen, darunter 766 weiblichen; hiervon stehen im Bezug der Unterstützung 2010 Personen, von denen 597 Frauen sind.

Im Vergleich zum letztberichteten Stand vom 30. November d. J. ergibt sich eine weitere Zunahme um 204 Arbeitslose. Gegenüber dem gleichen Stichtag des Vorjahres erscheint der Stand vom 15. Dezember 1929 um 214 höher.

Der Stand der Arbeitslosen verteilt sich auf die einzelnen Berufsgruppen wie folgt:

Berufe in der Land- und Forstwirtschaft 25 (1), im Bergbau 7, in der Industrie in Steinen, Erden, Ton und Glas einschließlich der Ziegelerzeugung 96 (51), im Baugewerbe einschließlich der Nebengewerbe wie Zimmerer, Maler und Anstreicher, Dachdecker usw. 746 (72), in der metallverarbeitenden Industrie und deren Gewerbe 293 (28), in der Holzindustrie und im Tapezierergewerbe 93 (8), in der Industrie in Leder, Häuten und Borsten usw. 5, in der Textilindustrie 424 (387), in der Bekleidungsindustrie 60 (21), in der Papiererzeugung und Verarbeitung 68 (29), in der graphischen Industrie 6 (3), in der chemischen Industrie 22 (21), in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie 66 (10), im Hotel-, Gast- und Schankgewerbe 87 (59), Berufe des Handels 58 (25), des Transport- und Verkehrswezens 60 (1), Körperpflege u. Reinigungswezen 26 (12), Lehr-, Bildungs-, Kunst- und Unterhaltungsberufe 11 (2), Haushaltungspersonal 10 (10), schließlich in verschiedenen Industriezweigen vornehmende Berufe 102 (24).

Die in Klammern beigezeichneten Zahlen bezeichnen die hiervon auf weibliche Arbeitslose entfallende Anzahl.

Außer dem Stadtgebiet St. Pölten umfasst der Sprengel des Arbeitslosenamtes St. Pölten noch den Landbezirk St. Pölten mit den Gerichtsbezirken St. Pölten, Herzogenburg und Kirchberg und den Gerichtsbezirk Mantz des politischen Bezirkes Meißl.

Einschließlich der aus diesen Gebieten gemeldeten Arbeitslosen beträgt der Stand am 15. Dezember 1929 beim Arbeitslosenamt St. Pölten insgesamt 5505 Personen, darunter 1563 weibliche, von welchen 4742 Arbeitslose und hiervon 1270 Frauen im Bezug der Unterstützung stehen.

Im Landbezirk ergibt sich gegenüber dem Stand vom 30. November d. J. eine Zunahme um 335 zur Vermittlung vorgemerkte Arbeitslose.

Die Sozialdemokraten für die Straßenwärter.

Im n.-ö. Landtag wurde in einer Sitzung am 13. Dezember 1929 ein Gesetz beschlossen, wonach die Landesangestellten außer einem Mietinsbeitrag eine Sonderzahlung in der Höhe von 30 Prozent ihrer Monatsbezüge am 1. Juni und 1. Dezember jedes Jahres zur Auszahlung bekommen. Die Beratung dieses Gesetzes nahm der Landtagsabgeordnete Mentastil als Vertreter der Straßenwärterorganisation zum Anlass, namens der Sozialdemokraten auf den unhaltbaren Zustand hinzuweisen, daß die Straßenwärter, die ja auch vom Land angestellt werden, selbst von dieser beschriebenen Zuwendung ausgeschlossen sind. Redner verwies darauf, daß die Organisation der Straßenwärter bereits vor Wochen Lohnforderungen der Landesregierung überreicht hat, bis heute aber nicht einmal Verhandlungen einlaufen wurden. Weihnächten steht vor der Tür, alle Landesangestellten bekommen 30 Prozent des Monatsbezuges als Sonderzahlung. Es ist unerträglich führt der Redner aus, daß die Straßenwärter, die bei Wind und Wetter Dienst machen, leer ausgehen. Da der Abschluß von Lohnver-

handlungen nicht abgewartet werden kann, stelle er namens der sozialdemokratischen Abgeordneten folgenden Resolutionsantrag:

Die Landesregierung wird aufgefordert, die Verkehrsstraßenaußschüsse anzuweisen, den Straßenwärtlern noch vor Weihnächten als außerordentliche Zuwendung 60 Prozent ihrer gesamten Monatsbezüge zur Auszahlung zu bringen.

Auf einen Zwischenruf eines christlich-sozialen Abgeordneten bemerkt Mentastil, daß 60 Prozent gegenüber 30 Prozent bei den anderen Anrstellten gerechtfertigt erscheinen, da die Straßenwärter am 1. Juni nichts bekommen haben.

Der Herr Straßenreferent Landeshauptmannstellvertreter Reither hat den Landtagsabgeordneten Mentastil zugesagt, noch vor Weihnächten einen Erlaß auf Zahlung von 60 Schilling Weihnächtsrenumeration hinaus zu geben. Wenn man bedenkt, daß die Landesregierung schon im Vorjahre angekündigt hat, in diesem Jahre keine Zuwendung gewähren zu können, so sieht man, daß die Straßenwärter durch ihre Organisation mit Hilfe der sozialdemokratischen Abgeordneten, die ihre Notlage im Landtage geschildert, bereits den ersten Erfolg ihrer diesjährigen Lohnforderungen erzielt haben.

Bersärfte Lage im Amstettner Gemeinderat.

Aus Amstetten wird uns geschrieben: Wir Amstettner Sozialdemokraten haben seit dem Amturz drei Gemeinderatswahlen kämpfe geschlagen, nie aber haben wir einen so großen Teil der Gesamtbevölkerung für unsere Ziele gewonnen, wie bei den letzten Wahlen am 10. November. Dennoch scheint es für den oberflächlichen Beobachter so, als ob unsere Partei im Vertrauen der Bevölkerung Einbuße erlitten hätte, weil eben die Lücke der Mandatsberechnung unseren Gegnern optisch einen kleinen Erfolg bei der Verteilung der Mandate gebracht hat. Ob aber eine Partei im Aufstieg oder im Abstieg ist, läßt sich durchaus nicht immer aus dem groben Mandatsverhältnis ergründen, denn immer entscheidend bleibt, ob die Stimmenzahl der Partei innerhalb der Gesamtbevölkerung prozentuell gestiegen oder gefallen ist. Es liegt gewiß kein Anlaß vor, wegen des Wahlausganges vom 10. November besonders zu frohlocken, denn wir haben unseren Anteil an den Gesamtstimmen nur um 2 Prozent auf 46 Prozent zu steigern vermocht. Diese 2 Prozent sind aber immerhin den bürgerlichen Parteien abgenommen worden, in deren Besolge früher 56 und jetzt nur mehr 54 Prozent der Wählererschaft stehen. Es kann also unter ernsten Leuten keinem Zweifel unterliegen, wer wirklich bei den Wahlen vom 10. November an Ansehen und Vertrauen in dieser Stadt gewonnen hat.

Unsere 46 Prozent sind 2380 rote Stimmen und stellen eine ganz besondere Minderheit dar, denn wir bilden allein, durch unsere eigene Kraft und besetzt von ein und demselben Gedanken, die bei weitem größte und straffste Partei, während die Mehrheit künstlich aus sechs Parteien zusammengeklüffelt ist, deren jede ihre eigenen Ziele und Sonderwünsche hat. Die drei Parteien des „Christlichen Volks- und Wirtschaftsbundes“ haben gemeinsam 1646 Stimmen aufgebracht, sind also selbst zu Dritt nur ein schwaches Drittel schwächer wie wir. Die drei Parteien des „Nationalen Blocks“ haben gemeinsam 1136 Stimmen aufgebracht, besitzen also zu Dritt nicht einmal die Hälfte unserer Stärke.

Die 31 Mandate des neuen Gemeinderates verteilen sich auf sieben Parteien wie folgt:

- Sozialdemokraten: 14 Mandate (früher 15).
- Christlichsoziale: 8 Mandate.
- Landbund: 1 Mandat.
- Hausbesitzer: 1 Mandat.
- Großhandels: 3 Mandate.
- Land: 3 Mandate.
- Nationalsozialisten: 1 Mandat. (Früher zusammen 15).

Aus dieser Darstellung geht wohl deutlich genug hervor, welcher Partei das Amstettner Volk das größte Vertrauen entgegenbringt und wo wirklich eine „Bewegung“ zu suchen ist. — Hätten sich die sechs bürgerlichen Parteien statt zu zwei Blöcken mit getrennten Programmen zu einem einzigen Block mit einem gemeinsamen Programm zusammengeschlossen, so hätte zweifelsohne die Sozialdemokratie, trotz verschiedener fühlbarer Mängel im Reklamationsverfahren, mit Leichtigkeit die zur Mehrheit noch notwendigen 202 Stimmen erreicht, bzw. gar nicht erreichen brauchen, weil es sehr viele Großbezüge, Hakenkreuzler und Gewerbebetriebe gibt, die nie eine gemeinsame Liste mit den Höllerschen Christlichsozialen, Landbündlern und Haus-

besitzern gewählt hätten, und umgekehrt. Wir haben also durchaus recht, wenn wir sagen, daß die bestehende keine natürliche und gesunde Mehrheit, sondern nur eine künstlich aus Spaltungen zusammengesetzte Mehrheit ist, die nur noch dadurch zustande kam, daß man den Wählern ein ganzes Bußel von Parteien und Programmen wie die Waren in einem Greislerladen zur Auswahl vorgelegt hat. — „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ — nach dieser geschäftstüchtigen Berechnung haben sich die sechs bürgerlichen Parteien, denen der Haß gegen die äußerlich zwar unvornehmere Arbeiterklasse gemeinsam ist, aus wohlgeometrischen Gründen zu zwei „Blöcken“ zusammengelassen und so noch einmal jene schwache und durch widerstreitende Parteienereignisse noch weiter geschwächte Mehrheit zusammengeklüffelt, die sie nie erreicht hätten, wenn sie in einem einzigen gemeinsamen Block oder jede der sechs Parteien selbstständig vor die Wähler und uns gegenüber getreten wären. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß unsere Partei, welche 46 Prozent der gesamten Wählererschaft physisch und geistig geschloffen unter sich hinter sich weiß, unendlich mehr Qualität besitzt, als eine solche Mehrheit von 54 Prozent, die in sechs Parteienrichtungen zerfällt und nur durch das für die Dauer nicht haltbare Bindemittel der Angst und des Hasses künstlich zusammengehalten wird.

Nichtsdestoweniger glauben sich die Herren von Gegenüber in einem Siegesgefühl blähen zu können, das sie sich so lange tröstend eingeedet haben, bis sie es schließlich selber glauben. Wir sind mit diesem „Siege“ unserer Gegner nicht unzufrieden. Wir haben nämlich

trotz Betriebsstilllegungen und Arbeiterabwanderungen

zu den 2.032 roten Stimmen, welche wir im Jahre 1924 erhielten, am 10. November noch 348 Stimmen neu dazugewonnen. Da uns heute auf die Mehrheit nur mehr 202 Stimmen fehlen, können wir also ohne jede Ueberreibung sagen: Noch ein solcher „Stieg“ wie ihn unsere Gegner am 10. November erlitten haben — und wir sind schon die Mehrheit und erstmals an der Macht!

Das Kraftbewußtsein, das unsere Gegner aus durchsichtigen Gründen zur Schau tragen, wirkt also wirklich lächerlich. Es wirkt etwa so, wie wenn sich in der Arena eines Zirkusses ein Akrobat im Meisterstücken schwerer Gewichte produziert, die dann noch vor den Augen des Publikums von einem überfertigen Zirkusdiener in spielendem Bewegung von der Bühne getragen werden, weil sie eben nicht festes Metall, sondern nur Pappdeckel-Akrophen sind. Nein, nein, das imponiert uns nicht! Mögen sie sich nur in solchem Akrobatentel gefallenen und kindisch „Starke Hand“ spielen — wir kennen ja doch die Hohlheit ihrer „Gewichte“ und werden uns in der Beurteilung der Lage nur von dieser Erkenntnis leiten lassen.

Die sechs bürgerlichen Parteien haben unter sich einen Pakt geschlossen, durch den sie sich einen bürgerlichen Bürgermeister und einen bürgerlichen ersten Vizebürgermeister (auf wie lange wohl?) sicherten. Sie haben bei der Konstituierung des Gemeinderates nach diesem Pakt gehandelt, so daß uns Sozialdemokraten nur der zweite Vizebürgermeister zugefallen ist. Das wird aber der Größe und Stärke unserer Partei

und auch ihrem weiteren Aufstieg keinen Abbruch tun, wissen wir doch, daß der denkbar verflüchtteste Bundesgesetz, nämlich die Zeit, für unsere Ideen wirkt und sie in nicht mehr allzu ferner Frist zum Erfolge führen wird. Dann brauchen wir aber nicht erst unter sechs Parteienrichtungen um Hilfe und würdelos darüber Stillschreiber werden, sondern werden dann kraft der Stärke unserer Partei, die dann nicht nur, wie schon heute, die viel wertvollere, sondern allein schon die Mehrheit wäre, in Reinheit und in Würde die Leitung des Gemeinwesens übernehmen und führen, ohne erst immer unter sechs Richtungen zu leiden, um Unterstützung betteln und packeln zu müssen.

Es liegt uns fern, dem Herrn Bürgermeister Ludwig Reisch persönlich nachzutreten zu wollen. Sachlich aber bemerken wir: Wären die Rollen vertauscht, wären etwa wir in einem Rudelesmüddel eine Partei mit nur drei, bzw. acht Vertretern im Gemeinderat, besetzten wir durch irgendwelche „Gegner“ als eine Dreimann-Partei den Posten des Bürgermeisters, bzw. als Achtmann-Partei die erste Vizebürgermeisterstelle in einem Gemeinderat, der 31 Mandate zählt, dann würde gewiß eine angenommenen vierzehn Mandate starke großdeutsche oder christlichsoziale Partei empört aufschreien und sagen:

„Das ist Verflüchtung des freien Volkswillens, das ist eine schäbige, von Partei-Cliquen ausgepackte Korruption und Unwirklichmachung des gefestigten, bei weitem stärksten Vertrauensvotums, das die Wählererschaft abgelegt hat! Wir lassen uns solcher Zustand nicht bieten, daß jene den Bürgermeister und den ersten Vizebürgermeister stellen, die insgesamt nur 11 Mandate besitzen, während wir allein 14 besitzen! Wir sagen Kampf solcher Beamten an, denen oft feiner die persönliche Macht und das Interesse von Winkelparteien höher steht, als die Meinung und der Wille des geschloffenen und größten Teiles des so verwalteten Gemeinwesens!“

So würden unsere Gegner — und nicht mit Unrecht — reden, wenn die Rollen zwischen uns und ihnen vertauscht wären. Ja, sie sind „gute Demokraten“, unsere hiederen Aufzuspieser, aber wenn sie nicht herrschen können, freut sie die ganze Demokratie nicht mehr! Die Herren Großdeutschen sind sich trotz ihrer numerischen Schwäche jener glücklichen Stärke des Zufalls bewußt, der sie im Gemeinderat mit einigen anderen Spaltungen zum Zünglein an der Waage machte. Bei ihnen lag die Entscheidung, wer Bürgermeister werden wird. Und da sie den Listenträger des „Christlichen Volks- und Wirtschaftsbundes“, den Herrn Höllner, der sich großer Gegnerschaft auch im bürgerlichen Lager erfreut, nicht, wie er es wollte, zum Bürgermeister machen, aber auch die Wahl eines Sozialdemokraten nicht fördern wollten, hatten sie es leicht, die übrigen bürgerlichen Parteien für eine großdeutsche Bürgermeisterei kandidatur zu gewinnen. Durch einen regelrechten Klüffelhändler wurden die bürgerlichen Parteien verpflichtet, für den (persönlich gewiß ehrenwerten) Herrn Ludwig Reisch als Bürgermeister und — Ähene verhandle dein Haupt! — für den „Höllner Hans“ als seinen nicht gerade würdigen Stellvertreter zu stimmen.

Das ergibt nun folgendes Bild: Eine Zwergepartei, drei Mann hoch, besetzt den Bürgermeisterstuhl in einer Gemeinderatsvertretung, von deren 31 Mandaten sie nicht einmal ein Zehntel besitzt; die zweitstärkste (christlichsoziale) Partei erhält mit ihren acht Mandaten (ein Viertel des Gemeinderates) den ersten Vizebürgermeister; hingegen erhält die Sozialdemokratie, die mit ihren 46 Prozent Stimmen und vierzehn Mandaten die bei weitem stärkste und geschloffenste Kraft innerhalb der Gemeinde ist, mit knapper Not — wir haben in der letzten Nummer über die dunklen Winkelzüge Höllners berichtet — nur den zweiten Vizebürgermeister. Ein Schlußworte: Wirklicher Demokratie ist das gerade nicht!

Trotzdem aber... wir uns mit Herrn Ludwig Reisch als Bürgermeister, obwohl er unter politischer Begüterung ist, befinden, weil er doch ein anständiger und verantwortlicher Mann mit europäischen Umgangsformen ist.

Nicht abfinden aber werden wir uns mit einem Höllner als ersten Vizebürgermeister,

der schon so viele Beweise seiner Unaufrichtigkeit, Hinterlist, Verleumdungskunst, Unsauberkeit und Gehässigkeit geliefert hat, daß unsere Fraktion es mit Recht als unter ihrer Würde und als eine arge Zumutung hält, mit ihm in nähere Zusammenarbeit zu treten! Er, der Hauptschuldige an der bekannten Affäre von Zeillern, der sich vor der Wahl schon als der „Duce von Amstetten“ ausstumpfen ließ, soll sich nur blähen im bedauerlichen „Erfolg“, durch einen nicht gerade appetitlichen Mandatsversicherungsvertrag unserem alten, für die Stadt hochverdienten Genossen Uckerl, der in jeder Hinsicht turnhoch über den politischen Scharlatan Höller steht, den Rang als ersten Bezirkbürgermeister abgelaufen zu haben. Diese Ablösung der moralischen und sachlichen Qualität durch einen verantwortungslosen Bandenhauptling, der durch sein widersätzliches Intrigantentum noch abstoßender wie andere Bandenhauptlinge wirkt, wird gewiß nicht von Nutzen für unser Gemeinwesen sein. Es ist selbstverständlich, daß diese Aenderung im Gemeinderat, welche den traurigen Helden von Zeillern, unter Mißachtung der breitesten Volksmeinung an die Stelle eines achtbaren, verantwortungsbewußten Mannes brachte, auch eine

Aenderung in der bisherigen Haltung der Sozialdemokraten in der Gemeindestube bemerkt.

Die bürgerlichen Parteien werden zusehen müssen, wie sie mit den Schwierigkeiten fertig werden, die sie der sachlichen Führung der Gemeindegeschäfte durch dieses Susarenstücklein selbst in den Weg gelegt haben.

Es würde uns schmerzen, wenn unsere Partei eine Wahlniederlage erlitten hätte. Da wir aber stummendächtig einen nicht unbeträchtlichen Gewinn und so viel Respekt zu verzeichnen haben, daß wir knapp an das 15. Mandat heranrücken sind, bedauern wir zwar die politische Unklugheit, einen Mann wie Uckerl durch ein Subjekt wie Höller zu ersetzen, aber wir nehmen als ernste Partei, der ja doch die Zukunft gehört, ein solches Manöver bürgerlicher Eitelkeit nicht tragisch. Nicht uns, sondern nur denen, die kurzzeitig diesen Wechsel herbeigeführt haben, werden Sympathien bei den anständigen und klugen Wählern verloren gehen.

Die „Noch-Mehrheit“ des neuen Gemeinderates hat sich denkbar schlecht und unsäglich eingeführt. Weitblick und Willen zu ruhiger, sachlicher Arbeit hat sie nicht bewiesen. Das bedauern wir zwar im Interesse der Gemeinde, aber schaden kann es uns als Partei nicht. Im Gegenteil. Dieses unjaubere Zwischenstück gibt uns neuen Impuls und mit erhöhtem Kampfeifer und wohlgeordnetem loseren Bindungen werden wir die Gemeindegeschäfte den Interessen des fortschrittlichen und arbeitenden Volkes weiter dienstbar zu machen bestrebt sein.

Die eben jetzt vollzogene Wahl des Gemeindevorstandes wird nicht die letzte gewesen sein. Man hat uns statt ruhiger Arbeit in der Gemeinde den Krieg in ihrer Verwaltung erklärt. Wir nehmen diesen Kampf auf; wir werden denen, die ihn heraufbeschworen, hart an den Fersen bleiben. Unverrückbar haben wir das Ziel vor Augen, daß auch in Amstetten der Schluß gemacht werden muß mit dem unwürdigen und undemokratischen Zustand, daß in der Verwaltung der Stadt das bei weitem wichtigste Botum der Wählerschaft nicht genügend berücksichtigt wird, daß das Wahlergebnis, soweit es die Befehle der wichtigsten Verwaltungsglieder betrifft, entstellt und verfälscht wird durch wohlgeordnete Paketelein zwischen sechs zum Teile Zwergparteien, die keine sich an Größe und Bedeutung mit uns nur annähernd messen kann!

Dieses Ziel, der breitesten Volksmeinung den nur ihr gebührenden stärksten Einfluß zu geben, dieses Ziel, Genossen und Genossinnen, kann aber nur auf einem Weg erreicht und kann in Bälde erreicht werden, dadurch, daß wir nun erst recht alle unsere Kraft und unsere Verbundenheit in den Dienst unserer guten Sache stellen, die Parteiorganisation ausgestalten, unermüdetlich für sie und unser wackeres Sprachrohr, die „Eisenwurzen“ werden, im Dienste der Bevölkerung, gehen unserem Programm arbeiten und so die künftige Auseinandersetzung wirkungsvoll vorbereiten und im Überhinein entscheiden!

Der politische Kampf in der Gemeinde hat am Abend des 10. November nicht geendet; er hat vielmehr zumal durch

die Art der Konstituierung des Gemeinderates, erst recht begonnen. Verhalten wir uns darnach — und unser Weg wird führen

trotz alledem noch aufwärts und nach vorwärts.

Richard Kremser †.

Durch den Tod wurde uns am Samstag, den 7. Dezember 1929, unser treuester Freund, Genosse Richard Kremser (Hbbsitz) entzogen. Sein Freundeskreis reichte wohl weit über die Grenzen des Hbbsitzes hinaus und die trauernden Genossen, die unser edler Freund hinterläßt, sie wissen nur alle zu gut, was sie an ihm verloren haben. Der Name Kremser war für uns alle der Inbegriff alles Edlen und Wahren. Als Parteigenosse konnte er überzeugend wie kein anderer sein. Dabei war er immer bestrbt, seine geistige Ueberlegenheit zu verbergen, seine Tätigkeit in der Partei selbst zu nullifizieren und seine Person als unbedeutend für die proletarische Bewegung hinstanzustellen. Drei Eigenschaften waren es, die sein schlichtes Wesen besonders kennzeichneten: Charakterstärke, Edelmut und Lebenswürdigkeit. Seit seiner Jugendzeit war er auch schriftstellerisch tätig, und es wurde wohl kein proletarisches Fest des Bezirkes, Waldhofen abgehalten, wo nicht eine Jugendgenossin ein Gedicht, aus seiner Feder stammend, vortrug. Und wenn dann seine engeren Freunde den Wunsch aussprachen, seine Gedichte wenigstens in der Parteipresse erscheinen zu lassen, so verstand er es immer, die angeknüpfte Diskussion auf ein anderes Thema überzuleiten, um der Sache aus dem Weg zu gehen. Das er aber seinen engeren Parteifreunden seine eigenen Dichtungen vor, so zeigte sich seine Person in ihrer ganzen Größe und in launiger Weise nannte er des öfteren uns, die wir mit Begeisterung lauschten, die „geduldrigen Zuhörer“. Wurde Genosse Kremser erfucht, in irgend einer Meinungsverschiedenheit sein Urteil abzugeben, so ging sein Bestreben vor allem dahin, auch den vermeintlich unwürdigen Genossen mit größter Lebenswürdigkeit und Schonung zu behandeln. Deshalb wurde unser Freund auch ausnahmslos von jedermann hoch geschätzt, sowohl von jung als auch von alt.

Als Genosse Kremser im Jahre 1919 nach einer nur schmer überstandenen Krankheit eine Stelle in Hbbsitz annahm, ließ er sich vor allem in seinem Entschlusse von dem Gedanken leiten, bald in den Ruhestand zu treten und sich, abseits aller Parteipolitik, seiner Lieblingsbeschäftigung, der Schriftstellerei zu widmen und sich seinen allerbesten Freunden, seinen Büchern, anzuvertrauen. Daß Genosse Kremser sein Vorhaben nicht ausführen konnte, lag in seinem immer hilfsbereiten Wesen. — Es war ein Jugendgenosse, der sich mit Feuereifer in Hbbsitz der proletarischen Sache annahm und so den alten Kampfeifer unseres Freundes Kremser wieder entachte. Die Hbbsitzer Genossen, die seine Größe erkannten, ließen nun nimmer lachend und er war bald wieder der Mittelpunkt alles proletarischen Geschehens des Hbbsitzes.

Genosse Kremser stammte aus einer kleinbürgerlichen Familie aus Haugsdorf in Niederösterreich, wo sein Vater das Glasermeistergewerbe ausübte. Als 15jähriger trat er in die Lehrerbildungsanstalt in Wr. Neustadt ein und als er nach 4 Jahren die Schule verließ, war er bereits ein überzeugter Anhänger der sozialdemokratischen Partei. Seine Ueberzeugungstreue war so stark, daß er gerne alle Verfolgungen der damaligen Zeit auf sich nahm. So war er auch durch volle 10 Jahre nur der „Unterlehrer“ mit der damals so geringen Bezahlung. Schon als junger Mann von 24 Jahren trug er den Ledersack in sich und er ertrug all seine Leiden mit großer Geduld, bis er schließlich in seinem 49. Lebensjahre erlosch wurde.

Für die Genossen im Hbbsitz und weit darüber hinaus, war er nicht allein der Volksschullehrer, nicht allein der große Lehrer und Berater, er war der geliebteste und hochgeschätzteste Freund aller. Und so verlieren wir einen edelmütigen und aufrichtigen Genossen, dessen ganzes Wesen uns allen ein Leitstern war, ist und bleiben wird.

Die Donaukommission über das Kraftwerk Hbbs-Perfensberg. Die Internationale Donaukommission hat sich bei ihrer gegenwärtigen Plenartagung in erster Linie mit dem geplanten Donaukraftwerk Hbbs-Perfensberg befaßt, welches ihr von der österreichischen Regierung zur Stellungnahme vorgelegt wurde. Nach eingehender Prüfung der Pläne, des Bau-

programmes und der von der Regierung in Aussicht genommenen Konzessionsvorschriften stellte die Internationale Donaukommission fest, daß das Projekt nicht nur kein Hindernis für die Schifffahrt bildet, sondern sogar eine außerordentliche und ständige Verbesserung des Schifffahrtsweges bedeutet, und zwar für die Stromtrecke des Greiner Strudens und des Greiner Schwalles, die als das schwierigste Teilstück der österreichischen Donau gelten. Nachdem diese Feststellungen im technischen Ausschuss erfolgt waren und eine neuerliche Beratung in der Plenarversammlung stattgefunden hatte, folgte die Internationale Donaukommission den einstimmigen Beschluß, gegen das Projekt keinerlei Einwendungen zu erheben, es vielmehr im Interesse der Schifffahrt zu begrüßen, wobei auch die wirtschaftlichen Vorteile des Projektes für Österreich anerkannt wurden.

Werbet für die Kreispresse

Bezirk Melf

Krummaußbaum. (Unsere Heimwehr!) Die Mitglieder der sozialistischen Arbeiterjugend in Krummaußbaum schreiben uns:

Wir haben durch Zufall einmal die „St. Pöltner Zeitung“ vom 28. November in die Hand bekommen und in dieser Zeitung über die Gemeinderatswahlen in Krummaußbaum verschiedene Dinge gelesen, die uns sehr überrascht haben. Vor allem erfahren wir, daß auf der Burgstalleiten ein Freudenfeuer und die Kränze zur Saaldekoration für den roten Bürgermeister vorbereitet waren. Wir kennen die Heimwehr als sehr zuvorkommende Menschen und da ist es vielleicht schon möglich, daß sie uns diese Arbeiten gemacht haben, denn die Sozialdemokraten wissen von diesen Dingen nichts. Daß die Heimwehr einmal vor dem Alter Respekt hätte, wäre zu viel verlangt. Nennen sie doch ihre eigenen verdienstvollen alten Männer die Leifspitzen und es ist nur erklärlich, daß sie gegen einen alten Mann, wenn er noch dazu Sozialdemokrat ist, überhaupt keine Achtung empfinden. Und doch ist vielleicht außer den überheblichen Heimwehrrichtern niemand, der unseren in Ehren alt gewordenen Gen. Seiminger — ob man dasselbe auch einmal von den Heimwehrgenossen wird sagen können? — irgend etwas Schlechtes nachsagen könnte. Wir jungen Arbeiter sind stolz auf unsere Alten und wir haben viel zu hohe Achtung vor dem Kampf, den sie ein Leben lang für uns geführt haben, als daß wir dem Alter nicht mit der notwendigen Achtung begegnen würden.

Daß wir ob unserer Niederlage den Kopf hängen lassen, sehen die Herren auch nur in ihrer Einbildung. Unsere Bewegung ist ja kein solches Strohhalm wie die Heimwehr, die momentan unsere Bürgerjungen begeistert, sondern sie ist der Kampf der vom Kapital unterdrückten und ausgebeuteten Arbeiter, der so lange geführt werden muß, bis diese Unterdrückung beseitigt ist. Wir vermögen in dem Wahlergebnis keine Niederlage zu sehen und wenn doch jemand den Wahlausgang als Niederlage für die Sozialdemokraten bezeichnet, dann möge er sich folgendes gegenwärtig halten: Erstens haben dafür in anderen Orten die Sozialdemokraten gewonnen und zweitens kommen ja wieder Wahlen, bei denen wir dann weiter sehen wollen.

Auf die Jugendlichen haben diese Herren eine ganz besondere Bute. Keine „Buben“ und „Menschen“ nennt man sie, die nur durch die Heimwehr im Zaum gehalten werden könnten. Ausgerechnet die Heimwehr kann das? Wir wissen schon, worvor sie Angst haben: nämlich bevor, daß diese jungen Menschen heranwachsen

in Begeisterung für den Kampf der Arbeitererschaft und daß aus ihnen einmal jene Leute werden, mit denen die Gegner nicht gut werden können essen können.

Die Herren sollen sich nicht getäuscht haben. Nach wie vor wollen wir Jungen wirken und lernen, auf daß wir einmal würdig werden des großen Erbes, das uns unsere Väter nach hartem Kampf hinterlassen haben.

DARMOL
Abführ Schokolade
Gründliche Blutreinigung bei Verstopfung
Auch in Klempackung zu 20 Groschen. In jeder Apotheke erhältlich.

Bezirk Lilienfeld

Lilienfeld. (Eine ominöse Geschichte.) Vor kurzer Zeit wurde beim Bezirksgericht Lilienfeld der prov. Schuldiener Turnwald wegen Diebstahls von vierzehn Tagen Arrest verurteilt. Bei der Verhandlung kamen Dinge zum Vorschein, die diese Verurteilung als etwas eigentümlich erscheinen lassen.

Der Tatbestand ist folgender: Am 5. Dezember wurde bei dem Zug um 9 Uhr 58 vormittag am Bahnhof in Lilienfeld eine Brieftasche mit 50 Schilling verloren. Diese Brieftasche wurde später im Zeichenaal der Hauptschule in einer Mappe einer Schülerin gefunden und weil die Adresse des Besitzers in der Brieftasche zu finden war, diesem zurückgestellt. Die Brieftasche war aber leer.

Der Verdacht der Gendarmerie richtete sich, wie aus den Akten zu entnehmen war, gegen zwei Personen. Gegen ein 15jähriges Mädchen, das zur kritischen Zeit am Bahnhofsperron weilte, später ein Bahnavis in die Schule aufstellen mußte und hierbei auch bei dem Zeichenaal vorüberging. Es wurden auch in diesem Falle die Erhebungen von der Gendarmerie geleitet.

Diese Erhebungen wurden aber nach kurzer Zeit beendet und die Täterschaft Turnwalds angenommen. Der Schuldiener mußte nämlich über Auftrag des Direktors am 6. Dezember wenige Minuten vor 12 Uhr mit dem zugestellten Bahnavis in die Bahnhofskanzlei gehen um eine im Bahnmagazin befindliche Kiste auszulösen und in die Schule zu schaffen. Turnwald soll dabei überhaupt nicht auf den Perron gekommen sein. Turnwald wurde nun in Haft genommen und weil er leugnete, einem fünfständigen Verhör unterzogen. Turnwald ist ein herz- und nervenkranker Mann. Dieses Verhör brachte ihm einen Nervenzusammenbruch und nun erzählte er den aufhorchenden Gendarmen eine Räubergeschichte über die Auffindung der Brieftasche. Er redete da in geheimnisvoller Weise von den Komplizen, die er bei der Tat gehabt hätte, die er aber nicht verraten dürfe. Dieses „Geständnis“ eines nicht ganz bei Sinnen gewesenen Mannes genügte, ihn anzuklagen und zu verurteilen, trotzdem er sein Geständnis bei Einlieferung ins Bezirksgericht sofort widerrufen.

Verständlich wird die ganze Geschichte wohl, wenn man erfährt, daß Turnwald sozialdemokratischer Vertrauensmann ist und sich bei den Wahlen besonders hervorgetan hat, während das Mädchen, das ebenfalls in Verdacht stand, den bürgerlichen Kreisen angehört. Aus dem Akt ist zu entnehmen, daß das Mädchen bei der Gendarmerie angegeben hat, daß es am diesem 5. Dezember nicht in der Schule war, obwohl dies tatsächlich nachzuweisen ist, weil es das Bahnavis in die Schule gebracht hat. Man hätte zumindestens auch nach dieser Richtung die Erhebungen intensiver gestalten sollen.

Wir erlauben uns nur die ganz bescheidene Anfrage, ob diese ganze Sache ausreichend, einen Menschen, der unbefehlten ist, so schwer zu verurteilen und ihn um seine Existenz zu bringen, denn es ist ja selbstverständlich, daß der Ortschulrat von Lilienfeld, der in seiner Mehrheit bürgerlich ist, Turnwald sofort entlassen und an seiner Stelle einen anderen angestellt hat. Turnwald hat gegen dieses Urteil die Berufung eingelegt und wir werden über diesen Fall noch ausführlich berichten.

Stadt- und Landpost aus der Eifenwurzlen

Bezirk Amstetten

Amstetten. („Tadellose Charaktere.“) Bundeskanzler Schober führte in seiner Programmsprache, daß er in der Heimwehr „tadellose Ehrenmänner“ kennen und schätzen gelernt habe. Mit einem dieser „Ehrenmänner“ habe sich am 18. Dezember das hiesige Bezirksgericht zu befassen. Und daß man nicht glaube, daß diese Verhandlung etwa ein Niederschlag des Kampfes zwischen Marrißen und Antimarrissen sei, soll gleich erwähnt werden, daß niemand Geringerer als der christlichsoziale Landeshauptmann Dr. Karl Buresch selbst es war, der sich gezwungen sah, den Amstettner Rechtsanwaltsanwalt Dr. Krest, einen der „besten Heimwehrkämpfer“ und einen der Köpfe des Bandensturmes von Zellern vor einer großlich an ihn begangenen Ehrenbeleidigung vor die Schranken des Gerichts zu stellen. Die Voranschichte dieser Klage ist folgende: Am 23. November 1929 hat im Gasthaus Pöndl zu Amstetten eine der üblichen Gaufrühersbesprechungen der Heimwehr stattgefunden, in deren Verlauf Dr. Krest den Landeshauptmann ein „Schwein“ geheißelt hat. Diese zarte Aufmerksamkeit wurde dem Herrn Landeshauptmann von einem beiderseitigen „guten“ Freunde hinterbracht und Dr. Buresch fragte daraufhin die Ehrenbeleidigungsklage gegen diesen Krest an.

Dr. Krest, der daß empört über solchen „Terror“ ist, daß er nicht, wie gewohnt, auch den Landeshauptmann nach Herzenslust beschimpfen könne, war von Dr. B. in dessen Kanzlei er Anwärter ist, vertreten. Sowohl er, wie auch sein Verteidiger machten sich die Sache etwas gar zu leicht. Statt sich mahnbar zu verantworten, meinte Dr. Krest, daß er in öffentlicher Verhandlung nicht über Dinge sprechen könne, die sich in einer vertraulichen Sitzung der Heimwehrführer zugezogen haben. Zur Illustration dieser „Vertraulichkeit“ sei hier beigefügt, daß die Beschimpfung des Landeshauptmannes in Zusammenhang mit Erörterungen über die bekannten Zellerner Vorfälle gefallen ist, derenwegen der Landeshauptmann die übermächtigen Bandenführer ohnehin mit Gabelhänden behandelte, sich nicht abstoßender aber der Großteil der Leute zugezogen hat. Um noch einen Grad erstarrlicher Verheitelung zu verleihen, Dr. B. Der unternahm einen kleinen Spaziergang in das Gebiet der Literatur und peruse unter Berufung auf irgend einen Volksdichter nachzusehen, daß das einem Menschen gegebene Wort Schwein durchaus keine Beleidigung, sondern eine harmlose Bezeichnung sei. Was würde die so vertheidigte Dr. Krest wohl sagen, wenn wir ihn ein Schwein nennen und uns hinterher den Standpunkt jenes Verteidigers aneignen würden? Als Frage war Höcker, der große Hans der Amstettner Heimwehren, geladen. Er erschrak aber nicht. Schließlich wurde Doktor Krest zu einer Geldstrafe von 100 Schilling verurteilt, zwar nur bedingt, weil der Richter der irrigen Auffassung ist, daß sich diese arme Heimwehrführer aus eigenem noch lehren könne.

Um eine Besserung, die solche Heimwehrführer an sich selbst in edlerer Erkenntnis durchführen, glauben wir, wie gesagt, nicht. Wir glauben aber daran, daß an ihnen diese Zerlegung zwar teilweise vollzogen werden wird. Steht man die grenzenlose Ueberheblichkeit an sich unbedeutende Menschen, sieht man wie erst in dieser Woche der Minister Schumy und der christlichsoziale Bezirksbürgermeister von Krems seitens der Heimwehr behandelt worden sind, dann bekommt man die Gewißheit, daß, soll nicht bürgerliche Politik zur reinsten Hanswurstaube werden, aus dem bürgerlichen Lager selbst noch die Kräfte kommen werden, die den Heimwehren das verbrecherische Handwerk legen. Dann können die „tadellosen Ehrenmänner“, wenn „Schwein“ wirklich keine Beleidigung ist, im Wege der sühnig in Amstetten geschaffenen Schweinelleneinheitsstelle ihren lägerhaften „Marsch nach Wien“ antreten...

Amstetten (Eine Schweine- (Vieh-) Uebernahmestelle der Landwirtschaftskammer.) Die n.-ö. Landes-Landwirtschaftskammer hat zu dem bereits bestehenden vier Uebernahmestellen eine weitere in Amstetten errichtet. Jeden Montag werden die zugeführten Schweine übernommen und mittels Auto nach Wien geführt, dort gewaschen, gefästert und schließlich auf den Wiener Markt gebracht und bestmöglichst verwertet, so daß der Landwirt

einen guten Preis dafür erzielt. Es ist daher nur zu rufen, den Ueberfluß an Schweinen, den der lokale Markt nicht aufnehmen kann, der Uebernahmestelle zuzuführen, die fallweise Käber und Großvieh ebenfalls zur bestmöglichen Verwertung übernimmt. Am 21. Dezember fand im Gasthause Todt in Amstetten eine Interessentenversammlung statt, in der verschiedene Referenten genaue Anweisungen gaben und auch die Landwirte zu Worte kamen, die beim ersten Transport des Amstettner Bezirkes, der am vergangenen Montag stattfand, Schweine mitgaben. Auskünfte erteilt stets gerne die Bauernkammer Amstetten (Sekretariat) und der Leiter der Uebernahmestelle für den Amstettner Bezirk: Ing. agr. Baldo Schmidt, Gut Leithen bei Amstetten.

Amstetten. (Vom Gerichtssaal.) Während die bekanntlich so ungemein wahrheitsliebende „Hbs:zeitung“ den Verhandlungsbericht über die Ehrenbeleidigungsklage des christlichsozialen Landeshauptmanns Dr. Buresch gegen den wehenden Rechtsanwalt Dr. Krest „ach verdammt, damit nur ja nicht wegen der Unberücksichtigung eines christlichsozialen Landeshauptmanns das innige Verhältnis unter den diesen Heimwehrführern gerührt wird“, hat sich dieses Geiselsblattchen doch entschlossen, wenigstens von etwas anderem aus dem Gerichtssaal zu berichten. Es berichtete nämlich, daß die Verhandlung über die von Höcker gegen unseren Genossen Falk angestregte Ehrenbeleidigungsklage, welche am 11. Dezember unter großem Andrang des Publikums stattfand, verurteilt worden ist. Unverhohlen macht das Blatt Stimmung gegen Verteidiger und Richter, denen es vorhält, daß sie sich im Gebrauch der Frendvörter überbieten und den Zuschauern „imponieren“ wollen... Sprachkritik sieht nämlich just jenen Leuten zu, welche in ihrem Zeitungsbereich den Vorsitzenden einen Vorsitzer nennen...

Amstetten. (Sie wollen das Prügelpatent!) Gewiß sind auch wir Sozialdemokraten über Vorfälle wie den in der letzten Nummer unseres Blattes geschilderten (Satan Alkohol) alles eher denn erbaut; wir fühlen unseren Wackelmannen schon nach, welche schweren Standpunkt sie gegenüber manchem Kumpan haben. Dennoch aber würden wir uns schämen, Mittel gut zu heißen oder gar zu empfehlen, die geradezu mittelalterlich und unvereinbar mit der Kulturstufe sind, auf welcher das Volk Österreichs steht. Nicht so unsere Christlichsozialen, die zwar gerne von Duldbarkeit, höherem Menschentum und Nächstenliebe muckerrisch sprechen, in der Tat aber doch immer beweisen, daß die tierische Brutalität noch das ehrlichste an ihnen ist. So berichtet die „Hbs:zeitung“ über jenen Rabau, den ein bürgerlicher Gewerbetreibender bei der Polizei weinseitig schlug, und knüpfte daran die bezeichnenden Worte:

„Nur tut es dem Schreiber (des Artikels) als auch sicherlich dem Großteil der Hörer vom Herzen leid, daß die Polizei diesen lauberen Kumpan nicht mit „etwas anderem“ bekanntmachte. Denn wir wären sicherlich nicht als Kläger aufgetreten, wenn man bei geschlossenen Fenstern in des Arztes finsterner Klau die dem Schreiber ein für allemal mit einem Ohjeziemer diese praktische Anwendung einer Geschäftsreklame abgewöhnt hätte.“

Unsere biederen Aufstapler liebäugeln also mit der Einführung des Prügelpatents. Solche Köhlinge sind um nichts besser wie jener Kumpan, und gerade deswegen steht ihnen am allerwenigsten ein Recht zu einer an sich notwendigen Kritik zu. — Sollte etwa der „Christliche Volks- und Wirtschaftsband“ deswegen gerade die Heimwehrhelden Alberti, Wallner, und Sieder in die Polizeistation des Gemeinderates entsendet haben, damit sie in obigen Sinne für die Umgestaltung unserer Polizei zu Prügelnknechten wirken?

Ware-Deßing. (Voranschlag.) Am 13. Dezember hat der neugewählte Gemeinderat von Mauer die erste Sitzung nach der Konstituierung abgehalten und den Voranschlag pro 1930 beraten und genehmigt. Daß sich dieser Voranschlag, erstellt von der neuen, sozialdemokratischen Mehrheit, von seinen Vorgängern wohlwollend unterscheidet, braucht gewiß nicht besonders erwähnt zu werden. In der nächsten Nummer der „Eifenwurzlen“ werden wir diesen Vor-

schlag in seinen Details besprechen, die den ernstlichen Willen zu fruchtbringendem Aufbau zeigen.

Kornberg. (Kastlos vorwärts!) Nun mir im ersten Ansturm mit zwei Mandaten eingedrungen sind in der Kornberger Gemeinderat, der bislang nur die Domäne einiger Familien gewesen, trachten wir natürlich, diese Position durch ehrliche Arbeit für das Gemeinwohl zu behaupten und beim nächsten Anlauf zu stärken und auszubauen. Wollen wir aber diese Position von allen Wechselfällen unabhängig machen, dann müssen wir unsere heutigen Wähler zusammenfassen in einer zwar kleinen aber straffen Parteiorganisation, die planvoll sozialistische Erkenntnisse Wissen und Schulung verbreiten und für immer stärkeren Nachwuchs aus den Reihen der Jugend, die die Zukunft ist, sorgen kann. Darum schreiten wir daran, uns in nächster Zeit eine eigene Lokalorganisation zu errichten, die vorbesagter Zwecke dienen soll. Wir wissen, daß wir mit Kleinem beginnen müssen, aber auch, daß wir mählich nach vorwärts schreiten werden. Wir lassen nicht locker, wir bahnen uns die Wege, wir steigen auf!

Bezirk Hobs.

St. Georgen am Ybbsfeld. (Mit das christliche Nächstenliebe?) Wir wollen uns wieder mit Hochwürden Luz, welcher immer den Spötter in des Nächsten Auge zu sehen vermeint, dabei aber den Balken im eigenen Auge ganz übersehen, beschäftigen und den Lesern seine Umgangsformen gegenüber seinen Untergebenen schildern. Als erstes wollen wir uns mit dem Organistenwechsel befassen und kurz darum, warum es in St. Georgen unter der Herrschaft des Luz keiner lang aushält.

Als erster hatte der Organist, Herr A., die Launen Hochwürdens zu verspüren. Am Anfang ging es eine Zeit ganz gut, bis eben Herr Luz anfing, den Organisten überdrüssig zu werden. Bald wurde ihm zu laut, ein anderes Mal zu leise gespielt, er fand immer etwas zu bekriegen. Lange Zeit hindurch hielt der Organist (der aus einem gut christlichen Hause stammt) auch allen Körperleiden stand. Eines Tages wurde ihm aber die Geschichte zu bunt und er kündigte.

Als Nummer 2 kam nun eine Frau 3. daran. Es wiederholte sich der erste Vorgang. Am Anfang ging alles zur vollsten Zufriedenheit, bis es immer schlechter und schlechter wurde und eines schönen Tages legte auch die Frau 3. die Saiten nieder.

Als Nummer 3 übernahm eine Frau D. den Organistendienst. Mittlerweile hatte St. Georgen eine neue Orgel bekommen. Die Aufbringung des Kaufschillings hiesfür war — der Luz versteht's halt — sehr leicht. Man schrieb nämlich jedem einzelnen Bewohner den Beitrag, welchen er zu leisten hatte, einfach vor, und wehe dem, der damit nicht einverstanden war oder zu zahler sich meigerte! Es wurde jedem rücksichtslos mit dem Entzug der Kirchenstühle und der Veröffentlichung der Namen von der Kanzel herab gedroht. Es war wirklich eine „schöne Sammelleistung“. Aber, was auch der Vorgang hiebei nicht ganz einwandfrei, man konnte sich nachher doch brüsten, aus „freiwilligen“ Spenden die Orgel erbaut zu haben. Der Frau D. erging es genau so wie ihren Vorgängern. Sie hielt lange Zeit allen Schikanen, deren nur ein Luz fähig ist stand. Endlich war es aber nimmer auszuhalten und auch diese Frau kündigte ihre Stelle.

Nun war aber auch der Vorrat erschöpft. Herr Luz schrieb nun dem ebenaligen Organisten, Herrn A., und bot ihm die Stelle an. Dieser aber lehnte auf Grund der Erfahrungen, die er früher gemacht hatte, dankend ab. Aber der gute Luz fand wieder einen Ausweg. Er holte sich von der Nachbargemeinde Blindenmarkt Ersatz. Der neue Organist, ein junger Lehrer ohne Stelle, war froh, einen Verdienst gefunden zu haben. Eines aber war dabei unpraktisch, der weite Weg von Blindenmarkt nach St. Georgen. Der hürrnige Luz fand aber auch hier einen Ausweg (man hat halt nicht unkonst gute Beziehungen zu der Lehrer-Erneuerungskommission):

Es war knapp vor Beginn des neuen Schuljahres 1928/29, als der an der hiesigen Schule wirkende Lehrer Jaitler die Verkündigung bekam, er sei nach Halm versetzt, an seine Stelle komme der Lehrer G. aus Blindenmarkt (dem wir übrigens keine Anteilung als provisorischen Lehrer

vom Herzen vergönnen). Alles war so mit wieder in Ordnung. Hochwürden hatte wieder einen Organisten. Der Herr G. lernte auch dem Fräulein Köchin (oder mußte?) das Orgelspielen. — „Sie hat halt mit dem Orgel eine große Freude!“ — Ein Wirtschaftsbesitzer meinte einmal, ob denn dieses laienhafte Hantieren der Köchin der neuen Orgel nicht schade, wenn das Fräulein Köchin allein tagelang auf ihr herumtrampelt. Da kam er aber schon an, es dauerte nicht lange und er erhielt vom Herrn Luz einen ziemlich groben Brief, in dem der Pfarrer unter anderem behauptete: Der Herr darüber — aber doch nur über die Orgel, Herr Luz, nicht wahr? — sei er und es gehe niemanden etwas an, wer auf der Orgel spielt. Also jetzt ist's heraußen; zuerst fest zohler und dann kuscheln, nicht wahr, Herr Luz? Wahrscheinlich machte das Fräulein Köchin gute Fortschritte (im Orgelspielen), denn die Freundschaft zwischen Herrn Luz und dem Organisten G. wurde immer kühler, bis sie schließlich ganz in die Brüche ging. Was man nicht für möglich gehalten hätte, traf ein: der Lehrer G. kündigte und legte seine Stelle als Organist, welche er nicht ganz ein Jahr innehatte, sofort zurück. Also glücklich wieder ohne Organisten. Daß man die Versetzung des Lehrers G. verlangt, ging nicht recht gut, denn es könnte sein, daß sich ein anderer auch nicht als Dressurobjekt des Herrn Luz und vielleicht auch seiner Köchin hergibt. Aber so schlecht die Lage war, ein Luz findet immer Auswege. Im Sommer und Feiertagen verschreibt er sich einen Organisten aus irgend einem Ort der Umgebung, an gewöhnlichen Wochentagen ordnet das Fräulein Köchin...

Endlich hat man es so weit und das Geschäft in eigener Regie in der Hand: der Herr Pfarrer Luz liebt — wenn er nicht gerade tief bemüßlos ist — die Messe, das Fräulein Köchin spielt die Orgel, vielleicht hat sie — in Linz — einen Neffen, der könnte dann dabei ministrieren. Dem Herrn Luz dürfte zweifellos gelingen sein, den Rekord in Organistenwechseln aufgestellt zu haben, eine Leistung, welche zwar mit den Grundfähen der Duldbarkeit und Nächstenliebe nicht in Einklang zu bringen und eines katholischen Priesters unwürdig ist. Zu bedauern sind die dabei Verlorenen: es nicht möglich war, die Launen und Schikanen eines Menschen auszuhalten, der vorgibt, ein — Priester der Liebe und Versöhnung zu sein!

St. Georgen am Ybbsfeld. (Tiefer hängen!) Eine Bemerkung, welche der Herr „Er-Rittmeister“ Otto Rannoßek am zweiten Tage nach dem schrecklichen Blindenmarkt Eisenbahnunglück, dem zwei brave Arbeiter zum Opfer fielen, zu der Oberbaupartei, welcher die Toen angehörten, machte, können wir nicht ruhig hinnehmen. Sie zeigt so recht das Mißgefühl eines Menschen, der von den Gefahren, unter denen gerade die Eisenbahner schweren Dienst versehen müssen, keine blasse Ahnung hat, weil einem so etwas beim Generallakt freilich nicht passieren konnte.

Herr „Er-Rittmeister“, bedenken Sie doch, daß Ihr Bormurr „Hoffentlich merdet Ihr jetzt besser achtgeben!“ die Arbeiter und besonders den Bahnrichter (welche übrigens an dem Unglück keine Schuld treffen kann, denn sie arbeiten 1 Kilometer entfernt von der Unfallstelle), welche von dem schaurigen Anblick ihrer so furchtbar verstümmelten Kameraden noch ganz betommen sind, schwer kränken mußte! Behalten Sie, der Sie doch auf Bildung und Anstand Anspruch erheben, Ihre höhnischen Bemerkungen bei sich und lassen Sie das Frozeln der am Unglück gänzlich Unschuldigen. Auch die Arbeiterschaft läßt sich nicht von einem solchen „Gebilde“ ohne Ursache so schmer beleidigen. Der Verachtung aller mitführenden Menschen sind Sie, Herr „Er-Rittmeister“, ob Ihres höhnischen Ausspruches sicher.

Blindenmarkt. (Arbeits-Unfall.) Der im Sägewerk des Herrn Ferdinand Eblinger in Kolling-Burgstall bei Blindenmarkt beschäftigte Johann Rosenharter kam am 5. d. M. mit der rechten Hand in die im Betrieb befindliche Kreisäge, welche ihm vier Finger abtrennte. Der Verunglückte wurde nach Anlegung eines Notverbandes in das Krankenhaus nach Amstetten überführt.

Sammerlein. (Arbeiter-Radfahrverein.) Am 8. Dezember fand hier die diesjährige Generalversammlung des Ar-

weiter-Kadefahrer eines Strudengau statt, in welcher folgende Mitglieder in die Vereinsleitung gewählt wurden: Obmann: Herr Josef Stemmer; Stellvertreter: Karl Pfantaler; Schriftführer: Anton Haider; Kassier: Franz Hochhuber; Kassier: Peter Schmalz; Stellvertreter Josef Haag; Deputat: Peter Schmalz; Vorstand: Leopold Ebner; Stellvertreter Franz Franz Lai; Honorar: Johann Batmanshofer; Stellvertreter: Franz Pleiner; Stockmann: Johann Huber; Kontrolle: Pfantaler und Ebner. Sämtliche Zuschriften sind an Josef Stemmer, Struden Nr. 34 zu senden. Die Versammlung nahm einen schönen Verlauf und wurde mit einem kräftigen M-Sfrei geschlossen. Nach der Versammlung unterhielten sich noch alle Genossen einige Stunden gemüthlich.

Bezirk St. Peter

St. Peter in der Au. (Ein Schulskandal.) In St. Peter in der Au besteht neben der Volksschule auch eine Klosterschule. Weil diese Klosterschule besteht, haben unsere gerade nicht besonders bildungsfreundlichen Marktwäiter auf den entsprechenden Ausbau der Volksschule nie besonderes Gewicht gelegt, so daß sie eben nur hinweggeleitet. In letzter Zeit sind die Forderungen in der Klosterschule neu gelegt worden, was die merkwürdige Anordnung der Schulschwester zu Folge hatte, daß die Kinder nicht mehr mit den Schuhen die Klassenzimmer betreten dürfen, sondern diese am Gang ausziehen müssen. Die überwiegende Anzahl der Schulpflichtigen sind nun Kinder armer Eltern, die nicht so leicht für Hauschuhe aufkommen können. Diese Kinder müssen sich also, nur mit Strümpfen die kalten Füßchen bekleiden, im schlecht geheizten Schulzimmer aufhalten. Vermehrte Ablenkung vom Unterricht, vermehrte Ausdünnung, vermehrtes körperliches Unbehagen sind also die Folgen dieser sonderbaren Pädagogik, die mehr Wert auf die Schonung von Fußböden als auf die Schonung schwacher Kinder legt. Infolge dieser Anordnung sind bei den die Klosterschule besuchenden Schülern in entsprechendem Maß gestiegen, Anlaß genug, daß sowohl die Schul- als auch die Sanitätsbehörde da energisch eingreift. Die Eltern von St. Peter fordern, daß endlich die Volksschule ausgebaut werde und legen, zumal unter solchen Umständen, nicht den geringsten Wert auf den Weiterbestand der Klosterschule. Dringende Abhilfe tut not und jeder zum Eingreifen Berufene macht sich mühselig an solchen unhaltbaren Zuständen.

Bezirk Haag

Markt Haag. (Zweierlei Christen!) In der vorletzten Ausgabe unseres Blattes haben wir über den tragischen Tod des arbeitslosen Landarbeiters Karl Gitsner berichtet, der, im Stalle des Wihlingerhofes nächtigend, den Erstickungstod durch einen engen Hemdkragen bei unglücklicher Körperlage fand. Heute wollen wir etwas über sein Begräbnis nachtragen. Mit einem Mistwagen des Argergutes wurde der Arme wie ein räudiger Hund, über den man nicht weniger trauern könnte, auf den Friedhof geführt, dort zuerst einen halben Tag liegen gelassen und schließlich nach einer mehr als oberflächlichen Einsegnung vom Pfarrer Steiner beerdigt. Außer dem Geistlichen, dem Mesner, Ministranten und zwei Tischlern war niemand bei diesem Begräbnis zugegen, weil es ja — so meinen offenbar unsere Patentreifen — doch nicht dafür steht, wegen eines verunglückten arbeitslosen Bauernknechtes viel Geschichten und Anzeigen über die Stunde der Beerdigung zu machen. Zwar war der tote Teil seines Lebens ein guter Christ, da er aber nicht berappeln konnte, wurde ihm nicht einmal ein Kreuz mit in das Grab gegeben, denn dies hätte ja Geld gekostet...

Hingegen fand am 13. Dezember das Beichenbegängnis des toten Großmanner von Land Haag statt. Mit allem dankbaren Pomp wurde dieser tote zu Grabe getragen. Drei Geistliche, der Veteranenverein und was sonst noch zur landesüblichen „schön“ Leich“ gehörte, taten mit, natürlich auch nur deswegen, weil die Hinterbliebenen, die reichste Bauernfamilie unserer engeren Gegend, dafür gehörig bezahlen konnte. Da unsere gute Kirche vergibt Ehren nur nach Maßgabe des hierfür erlegten Geldes. Bist du ein armer Schluß-

ker und noch so treu deinem Glauben, ehrlich und arbeitsam gewesen, dann wirst du eben — recht geschickt dir, warum bist du ein Hungerleider — einfach eingekarrt, kaum besser wie ein Hund. Bist du aber vermögend, brauchst du durchaus nicht ein treues Kind der Kirche gewesen, durchaus nicht ehrlich in deinem Leben gewesen sein (eine Ausnahme, die sich aber keinesfalls gegen den toten Großmanner, sondern ganz allgemein richtet), dann bekommst du ein Begräbnis mit großem kirchlichen Pomp, weil du ja dem Herrn Pfarrer dafür genügend bezahlt hast... Nein, die unverfälschte Lehre des Herrn Jesu Christi, der gerade jetzt zur Weihnacht wieder recht laut gefeiert wird, ist das nicht mehr. Er hat nicht gelehrt, die Menschen je nach der Größe ihres Geldburses zu ehren. Was Ihr dem Geringsten der Menschen tut, so sagte er, das habt Ihr mir getan! Wie weit ist doch schon die Kirche, deren Päpste sich selbst die Unfehlbarkeit zuerkennen haben, abgewichen vom wahren Weg des Zimmermannssohnes von Nazareth! Käme seine Mutter in diesen Tagen der Weihnacht in unsere gut christlichen Häuser, bittend um Obdach, sie würde wohl auch von Stall zu Stall schmähend und fluchend geschickt werden und keiner würde „so eine“ gerne bei sich aufnehmen. Aber zur Kirche gehen, einstimmen in das Halleluja und dabei schon daran denken, wie man am besten auf Kosten seiner Nächsten einen leiblichen Gewinn erzielen könnte, das können unsere Lippensöhne gut...

Markt Haag. (Unfall beim Heimweg.) Der beim Wirtschaftsbeförder Schützinger in Hainberg, bedienstete Landarbeiter Josef Gruber hatte kürzlich Arbeiten bei Herrn Stephan Leonhartsberger zu verrichten. Am Heimwege brach er sich unglücklichweise den Fuß und mußte mit dem Haager Rettungsauto in das Linzer Spital übergeführt werden. Er ist ein guter Freund unserer gerechten Sache. Wir wünschen ihm baldige und volle Genesung.

Haiderhofen. (Eine Ennstleiche ange schwemmt.) Am 15. Dezember wurde in Winkling, Gemeinde Kronsatorf, ein Leichnam ans Ennstufer geschwemmt, eine etwa 24 Jahre alte, mittelgroße Frau mit dunkelblondem Wubikopf. Es dürfte sich um den Leichnam der 1905 in Brunnenhal bei Schärding geborenen Franziska Singl handeln, welche am 8. November gemeinsam mit dem 1904 in Ried bei Mautlhausem geborenen Hermann Behböck in Eber lebensüberdrücklich in die Fluten der Enns gesprungen ist. Die Leiche wurde in Kronsatorf beerdigt.

Haiderhofen. (Im Pferdefall schwer verletzt.) Sonntag, den 15. Dezember wurde der beim Fabrikbesitzer Karl Wolpini Maistro in Bestental bei Haiderhofen beschäftigte Pferdewärter Georg Stern durch ein unruhig gewordenes Pferd am Kopfe schwer verletzt und bewußtlos aufgefunden. Er mußte in das Steyrer Allgemeine Krankenhaus gebracht werden. Die Verletzungen, die er durch den Auf des Pferdes erlitt, waren lebensgefährlich und er ist ihnen erlegen.

Bezirk Waidhofen a. D.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Arbeiter-Kadefahrerereignis.) Am Sonntag, den 1. Dezember 1929 wurde die Generalversammlung bei einem sehr zahlreichen Besuch abgehalten. Es wurden in den Werbemonaten 48 Mitglieder geboren, im weiteren waren 10 Monatsversammlungen und ziemlich 100 Ausfahrten, 21 Ausfahrten, davon 16 bei Festen mit einer Beteiligung von je zirka 15 bis 25 Mann, 2 Autofahrten, wo ebenfalls 67 Mitglieder beteiligt waren, ein 50-Kilometer-Rennen und die Feier des 25jährigen Gründungsfestes. Nach Vollendung des Tätigkeitsberichtes dankte Obmann Kol. Duda sen. dem ausscheidenden Ausschuss für sein tatkräftiges Mitarbeiten und ersuchte den neuen Ausschuss, den neuen Obmann ebenfalls so zu unterstützen, wie ihn. Es wurden folgende Kollegen in den Ausschuss gewählt: Obmann Korn Alois; Schriftführer Leopold Schraifer und Kassier Duda Josef. Den Mitgliedern wird zur Kenntnis gebracht, daß ab 1. Jänner 1930 der Quartalsbeitrag um 60 Groschen erhöht wird, jedoch erhöht sich die Raddiebstahlsunterstützung gleichzeitig von 100 auf 200 Schilling. Sämtliche Zuschriften sind an Obmann Alois Korn, Untere Stadt, zu senden.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Der 2. Arbeiter-Athletenklub Waidhofen an

der Ybbs) hat seine diesjährige Klubmeisterschaft mit Ehrenpreisklassen, abschließend mit einem Kränzchen am 8. Dezember ausgetragen: In Stimmen: 1. Josef Großbauer 365 Kilo, (Klubmeister); 2. Josef Karner 272,5 Kilo; 3. Josef Kraus 256 Kilo, (Im Fünfkampf). Klubmeister im Ringen Genosse Franz Wedl. Den Ehrenpreis gewann als Gast Genosse Robert Zanghelini (Klub Milon) mit guten Leistungen.

Da die Klubmeisterschaft besonders von der Jugend gut besucht war, darf man in der Erwartung sein, daß sie nicht nur Zuschauer bleiben wird, sondern sich bald in den Reihen der Arbeiter-Athleten einfindet, um den jungen Körper zu kräftigen und widerstandskräftig zu machen.

Kraft Freil

Zell an der Ybbs. (Wizebürgermeisterwahl mit Hindernissen.) Als am 10. November 1929, die Gemeinderatswahlen zu Ende gingen und die Sozialdemokraten aus denselben einen Gewinn von zwei Mandaten davontrugen, da sich das vereinigte Spekterium des Marktes Zell, daß es mit seinen Zukunftssträumen Essig war. Anstatt der uns von einigen Rechtskünstlern zugebilligten zwei oder höchstens drei Mandate haben wir deren sieben errungen. Darob große Bestürzung im hohen Rate, einer der ersten und besten Mathematiker wurde zu Rate gezogen und der gute Mann rechnete hin und her und kam zu keinem Resultat. Die Rechnung war aber auch verdammt schwer:

Virginität, Schweinsbraten, Würstel x 6 = ?
Heimwehr Mandate =

so eine Rechnung auflösen, ist nicht leicht und einer allein kann das nicht ausrechnen. Also setzten sich mehrere zusammen, vertrieben einige Lagen Papier, zerfassten zwei Dugend Bleistifte und Federhalter und kamen am Abschlusse zu dem Resultat, daß ihre Heimwehrmänner, wenn sie nicht in der Einteilung stehen und das Auge des Vorgesetzten auf ihnen ruht, gar nicht so eisenfest dem „heimatstreuen Gedanken“ im Herzen haben. Es ist auch kein Wunder, denn die armen Teufel, welche in Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Not in diese Formation gepreßt wurden, können nur bei einer geheimen Wahl ihre wirkliche Meinung äußern. Aus diesen Grunde schwor der Heimwehrflügel des Bürgerturns Rache. Ein Pädagoge, der der Tapferkeit besessenen Teil gewählt hatte und sich nicht auf die Kandidatenliste setzen ließ (wer wird sich mit so elendem Proletariatspack herumstreiten?) sprach mit großer Geschicklichkeit: „Den Wizebürgermeister braucht Ihr nicht geben.“ Alles horchte auf und die Herren jubelten, ja so werden wir es machen. Es nahte die Zeit, wo sich der Gemeinderat zu konstituieren hatte. Die ehemaligen Los von Rom-Stürmer, jetzt Weihrauchgermanen, marschieren mit geschwelliger Brust, Wotanstrieber vor sich hin kommend, in die Gemeindestube. Ihre Listensfreunde, die Christlichsozialen, marschieren im Gänsemarisch mit frommen Augen aufschlag hinienher, zur großen geschichtlichen Stunde.

Die Sozialdemokraten, bewußt, daß die Gemeindestube, in welche sie beinahe 47 Prozent der Bevölkerung entsendeten, kein Turnmelplatz politischer Gehärgigkeiten, sondern die Stätte fruchtbringender Arbeit sei, sahen auf den ersten Blick, daß Sie einen Angriff auf die Demokratie abzuwehren haben. Nachdem die Bürgermeisterwahl vorüber war, bei der sich der christlichsozial-großdeutsche Bürgermeister selbstwählen mußte, sonst wäre er überhaupt nicht Bürgermeister geworden, fragte der sozialdemokratische Sprecher die bürgerliche Mehrheit wie sie sich zur Wahl des Wizebürgermeisters stellen, nachdem die Sozialdemokraten kraft ihrer Stärke den Wizebürgermeister beanspruchten. Hierauf stellte ein bürgerlicher Gemeinderat, ohne auf diese Anfrage zu antworten, den Antrag, zur Wahl des Wizebürgermeisters zu schreiben. Und hier begann der Tragikomödie zweiter Teil. Es meldeten sich sofort alle sieben Sozi zum Worte. Ein anderer Weg, um zu ihren Rechte zu kommen, blieb den Sozialdemokraten nicht übrig, sie mußten zur Disstruktion greifen. Während der Reden der ersten zwei roten Gemeinderäte schritt die Zeit schon sehr weit vor, der Uhrzeiger ging gegen zehn, die bürgerliche Mehrheit wurde nervös, jeden Augenblick zückte einer die Uhr aus der Westentasche, man hörte hym-

mige Worte, wie Dauerredner usw. und schließlich mußten sie einsehen, daß es nicht möglich sei, eine so starke Minorität ganz einfach von den Gemeindegewählten auszuschließen. Und außerdem drängte es die Wirtschaftspartei, ihre beim Bürgerabend versammelten Volksgenossen von dem Ergebnisse der Bürgermeisterwahl zu verständigen. Wenn die Bürgerlichen schon nach der Gemeinderatswahl keine Siegesfeier abhalten konnten, wollten sie wenigstens die Bürgermeisterwahl feiern können. Dies wurde nun verhindert und der Gemeinderat mußte sich vertagen, die Marktgemeinde Zell hatte einen Bürgermeister ohne konstituierten Gemeinderat. Durch diesen Zwischenfall hatte der Bürgerabend nicht das erhoffte fröhliche Ende gefunden und es kam noch zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen den gemäßigten und den radikalen Elementen der Wirtschaftspartei, wo der selbige Götz von Berlichingen fröhliche Urständ feierte. Der neue Herr Bürgermeister schüttelte sein Haupt und sagte, „das kann i nimmer anhören, i geh' ham.“ Nachdem sich die Gemüter wieder beruhigt hatten kam es einige Tage später zu Parteienverhandlungen und es kam, trotzdem die Herren vom radikalen Heimwehrflügel jedes Packeln mit den Marzisten verbat, in kürzester Zeit zu einer vollständigen Einigung.

Am Samstag, den 7. d. M., vollzog sich die Fortsetzung der Konstituierung, wobei der unstrittene sozialdemokratische Wizebürgermeister, wenn auch nicht mit den Stimmen der Wirtschaftspartei, so doch mit den Stimmen der Sozialdemokraten, ohne daß er sich selbst wählen mußte, gewählt wurde. Es möge dem Bürgerturn eine Lehre sein, daß Druck Gegendruck erzeugt, und daß man sich in unserer Republik nicht ungestraft über alles hinwegsetzen darf, was Demokratie heißt. Die Sozialdemokraten haben immer erklärt, daß sie bereit sind in den gesetzgebenden Körperschaften zum Wohle des gesamten Volkes zu arbeiten, daß sie aber auch, wenn ihnen der Fehdehandschuh hingeworfen wird, zu kämpfen wissen.

Groß-Hollenstein. (Zur Wahl des Bürgermeisters.) In Nummer 49 der „Christlichsozialen Arbeiterzeitung“ vom 7. Dezember fand sich ein Artikel über die Bürgermeisterwahl in Hollenstein, welcher Artikel in Nummer 50 der „Ybbsst.-Zeitung“ nachgedruckt worden ist, so daß es feststeht, daß beide Artikel aus der schmierigen Fahnenstanzfeder des hiesigen christlichsozialen Arbeiterbeschwichterers stammen. Der bläht sich maßig dagegen auf, daß die Christlichsozialen, die schon den Bürgermeisterposten für einen der Ihren gesichert glaubten, bei der Wahl die Felle davonschwimmen sehen mußten, weil die bösen Sozialdemokraten, 6 Mann hoch, gemeinsam mit den 2 Großdeutschen und einem Nationalsozialisten für Herrn Paul als Bürgermeister gestimmt haben, wodurch der Lieblingsraum der schwarzen Herren jäh und rauh erstickt worden ist. — Nun, wir Sozialdemokraten sind niemand anderem als unserer Wählerschaft Rechenschaft über unsere Haltung schuldig; und diese Wählerschaft billigt es durchaus, daß sich unsere Gemeinderäte, vor die Wahl gestellt, ob sie für einen Heimwehra-postel oder für einen Kulturmenschen stimmen sollen, natürlich immer für letzteres entscheiden werden. Durch diese unsere Haltung haben wir in Wahrheit der ganzen Gemeinde einen guten Dienst erwiesen und sagen es deswegen dem Herrn Berichterstatter der schwarzen Tante in aller Ruhe: Er möge ein für allemal zur Kenntnis nehmen, daß es auch andere Hirne als Spazenhirne gibt und daß die Welt, in der wir leben und uns sorgen, etwas anders aussieht, als sich das muckerische und intrigante Treiben im christlichen Arbeiterverein abspielt...

Errichtung einer Schweinefarm in Rottenhaus bei Wieselburg. Die Leitung der Bundes-Veruchswirtschaft in Wieselburg an der Erlauf beabsichtigt in Rottenhaus eine Schweinefarm zu errichten. Die kommissionellen Verhandlungen mit den Anrainern und sonstigen Interessenten haben am 23. Dezember stattgefunden, wobei sich kein Anstand ergab, so daß der Errichtung der Farm, welche vom Standpunkt der Förderung der Landwirtschaft gewiß nützlich sein kann, nichts im Wege steht.

Ein paar Worte zum Weihnachtsabend.

Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß jenes kirchliches Fest, das bis heute die ganze abendländische Kulturwelt zum stärksten Mitleben bringt, das Weihnachtsfest ist. Dieses Fest unterscheidet sich von den anderen kirchlichen Festen vor allem dadurch, daß es seinen Schwerpunkt nicht in der Kirche, sondern in der Familie hat, denn es gibt keinen zweiten Festtag, der so allgemein in der Familie gefeiert wird, wie das Weihnachtsfest.

In diesem Abend geht eine solche Welle von Friedenssehnsucht, von Freude am Freudenmachen und von Menschenliebe durch die Welt, daß sich kaum eine Familie dem allgemeinen Gefühlston dieses Abends entziehen kann. Und deswegen brennen auch in den meisten Proletariatsfamilien die Lichterbäume, deswegen sind diese Familien zu einem Festessen vereinigt und deswegen wird auch dort die schöne Sitte des gegenseitigen Beschenkens gepflegt.

Wir wissen also, daß der Weihnachtsabend in den allermeisten Proletariatsfamilien festlich begangen wird und wir müssen versuchen, das Weihnachtsfest auch innerhalb der Familie der sozialistischen Erziehung der Proletariatskinder dienstbar zu machen.

Es wird sich nämlich in vielen tausend Fällen ereignen, daß Arbeitereltern einen Lichterbaum haben, die Kinder beschenken, den Weihnachtsabend zu einem großen Familienfest gestalten, ohne den Kindern auch

nur ein Wort über die sozialistischen Gedanken, die im Weihnachtsfest leberdig zu machen sind, zu sagen. Dies vielleicht deshalb, weil sie sich selbst darüber nicht klar sind, um welche Gedanken es sich dabei handelt.

Wenn aber den Kindern nichts gesagt wird, sondern nur der „Christbaum“ angezündet wird und darunter Geschenke ausgebreitet werden, die das „Christkind“ gebracht hat, dann werden die Kinder wahrscheinlich nur die rein christliche Auffassung des Weihnachtsfestes empfinden, von der sie in der Schule hören. Nun ist ja die christliche, von allem kirchlich-politischen Wert befreite Auffassung des Weihnachtsfestes eine durchaus nicht bekämpfenswerte sondern für unsere Erziehungsabsichten sehr brauchbare und beachtenswerte Auffassung. Die schöne Erzählung von dem armen Kinde, das im Stall geboren wurde, nie seine Herkunft vergessen hat, sondern lebenslang ein warmer Freund der Mühseligen und Beladenen und ein grimmiger Feind der Reichen und Mächtigen gewesen ist — die Gedanken, die die Betrachtung dieser Gestalt auslösen, müssen gar nicht antisozialistisch sein, im Gegenteil, sie fügen sich sehr wohl in unsere Gedankenwelt. Auch hier können wir uns die Tatsache zunutze machen, daß viele Ideen des Christentums verwandt sind mit den Ideen des Sozialismus, daß jemand ein guter Christ und ein guter Sozialist zu gleicher Zeit sein kann. Diese Charakteristika Jesu Christi, seine Menschenliebe, seine Hilfsbereitschaft, sein Kampf gegen das

Pharisäertum und vor allem sein Ringen gegen die Besitzenden, die Schädigung dieses „Menschenjohannes“ hat durchaus Raum in den paar Worten, die den Kindern von Proletariatseltern am Weihnachtsabend gesagt werden sollten.

Aber neben der christlichen Auffassung des Weihnachtsabends gibt es ja noch die andere, die uns von den alten Germanen überliefert ist. Sie steht nicht im Gegensatz zu der christlichen Auffassung, aber sie vermag sie wunderbar zu ergänzen. Da sind die Lichter auf dem Baum ein Symbol der Sehnsucht nach Licht und Wärme. Am 21. Dezember ist die Nacht am längsten, der Tag am kürzesten und von diesem Tage, von dieser „heiligen Nacht“ an beginnt der Tag wieder zu wachsen, die Sonnenwende ist eingetreten. Und indem wir die Lichter anzünden, geben wir unserer Freude und unserer festen Zuversicht Ausdruck, daß es trotz Winternacht und Wintertälte wieder Frühlingsglück und Frühlingssonne geben werde. Nirgendso schöner ist dieser Gedanke ausgesprochen als in den Dichtervorten Helbels:

Und dräut der Winter noch so sehr mit trogigen Gebärden,
und steuert er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden!
Und da ist nun in ein paar Worten den Kindern zu sagen, daß ebenso, wie es in der Natur Frühling werden muß, wie Licht und Wärme zu guter Letzt über die Dunkelheit und Kälte siegen müssen, auch in der menschlichen Gesellschaft nach all der Kälte und Dunkelheit, nach all der Unwissenheit

und Knecht, nach all der Unterdrückung und Ausbeutung eines Menschen durch anderen doch eine Zeit kommen muß, der Schönheit und Glück, Solidarität und Freundschaft der ganzen Welt beschaffen werden. Diese Zeit aber kommt nicht von selbst wie der Frühling, sie muß gemeinsamer Arbeit von allen Sozialisten erkämpft werden. Und da Christus auch ein Streiter für Menschenliebe und Gerechtigkeit gewesen ist, so ist es sehr wohl möglich, seines liebesfüllen Wertes zu bedenden und dabei gleichzeitig aus der Sonnenwende die Hoffnung zu schöpfen, daß Gerechtigkeit und Menschenliebe, für die auch Christus gestritten, bald überall siegen werden.

So verbinden sich beide Weihnachtsgedanken, der christliche wie der germanische zum schönen und edlen Gedanken des Sozialismus. Und es wäre nun sehr zu wünschen, daß alle Arbeitereltern die wahren Sünden des häuslichen Weihnachtsfestes dazu benützen, in die aufgeschlossenen Herzen der Kinder diese sozialistischen Gedanken zu streuen. Es ist ja nicht zu verlangen und es wäre auch gar nicht zweckmäßig, wenn da jeder Vater oder jede Mutter eine große Rede hielten. Aber mit ein paar einfachen Worten wird jeder sozialistische Vater, wird jede sozialistische Mutter in den Herzen ihrer Kinder die Sehnsucht nach einer besseren und schöneren Welt wecken können und die Bereitschaft, einmal mitzuhelfen, daß diese bessere und schönere Welt recht bald allen Menschen zuteil werde!

Bettfedern und Daunenn

In nur guter Qualität kauft man am besten und billigsten im **Spezial Bettfedern-Geschäft**

Viktor Heitler, St. Pölten
Wienerstraße Nr. 29

Großes Lager fertig gefüllter Tuchten und Polster in jeder Preislage. Offene Federn und Daunenn wird jedes Quantum nach Muster verkauft. Wer will schlafen gut und fein, kaufe stets bei Heitler ein.

Geschäfts-Eröffnung!

Plissierwerksätze
für französische Plissées von 1 Millimeter aufwärts, Gruppen- und Sparplissées. Ajour, Endl, Knöpfepressen, Tamburieren, Vordrucken usw. In der Prandauerstr. 5 (früher Kaserngasse) Autobuslinien K. 1, 4, 8, 11 und 14, Haltestelle Rathausplatz oder Linzertor. Hochachtungsvoll **Ella Passegger**

Silvester-Feier in Michls Weinrestaurant

Geschäftsleitung Hermann Marx, St. Pölten, Wienerstraße 22
Erstklassige Musik
Wiener- u. französische Küche
Gepflegte Edelweine, gut gelagertes Bier
Spezialität! Büfett! Spezialität!
Die ganze Nacht geöffnet

Zottis Promenadenrestaurant
St. Pölten, Schießstättpromenade
liefert für den **Weihnachtsfest guten Wein**
Dienstag, den 31. Dezember 1929
gemütl. Silvesterabend
Musik :: Gesang :: Vorträge

Billige böhmische Bettfedern!
1 Kilo halbweiße, geschliffene, gute S 5 weiße, flaumige, geschliffene 7 S, 10 S; feinste Halbja m. Berrschal federn 12, 15, 18 und 22 S. Versand jeden beliebigen Quantums postfrei, gegen Nachnahme. Maßstab von 5 kg an franko. Fertig gefüllte Bei en, aus dichtem Banning, 1 Tuchel mit 2 Kopfkissen, gefüllt mit halbweißen, geschliffenen Bettfedern 35 S; mit weißer, flaumiger Schleichfedern 45 S; mit grauen Halbdaunen 55 S; mit weißem Halbdaunen-Berrschal federn 65 S, 100 S Einzelne Tuchten 25, 35, 45, 50, 60 Kopfkissen 5, 8, 10, 12, 15, 20 S. Versand postfrei gegen Nachnahme, von 20 S an franko. Umtausch gestattet, für Rücksendendes vollen Betrag zurück. — Zuschriftliche Preisliste und Muster kostenlos. S. Bestsch, Export böhmischer Bettfedern in Prag XII.

Geschäftshaus in Stein a. d. Donau
günstige Lage, sehr preiswert **zu verkaufen**
Geschäftslokal, schöne 3 Zimmerwohnung nach Kaufabschluß sofort zu übernehmen. Günstigste Zahlungsbedingungen. Antragen unter Krems, Postfach Nr. 11.

BETTFEDERN
Wien XIV., Altmannstraße Nr. 67/51
1 kg - 1,40, 1,90, Hochlage 3,60, Schleißha weiß 4,90, weiß 6, 8,90, weiße Halbdaunen 12, 16, Daunenn 12, 16, 22, 28, Polster, etüliert 60/80 cm guter Nanking 4,40, 6,10, 7,40 Tuchten, 120/180 cm 10,30, 21,90, 25,80 Von 20 S an franko. Umtausch gestattet, 1 S Tepp- und Schlafwolldecken billigst. Trotz Federrollen postfrei und ohne Schutzetiketten

Wichtig für jeden Radfahrer! Motorradfahrer und Automobilfahrer ist **„Paragum“** als Gebrauchartikel unentbehrlich. Senden Sie sofort Ihre Adresse an Franz Hochmeister, St. Pölten, Kerensstraße 14.

MOTORRÄDER, FAHRER, NÄHMASCHINEN
jede gewünschte TEILZAHLUNG
LEOPOLD STROBL
St. Pölten Schießstättpromenade Nr. 411 (Stroblhof) Telephone Nr. 411
Verkaufslokal im Hotel
Reparaturen rasch und billig
Kauft bei unseren Ziereren!

Einmalige Ausgabe fürs ganze Leben!
Böhm. Bettfedern
Nur persönliche überwachte Qualität: 1 Kilo halbweiße graue S 1,70, geschliffene S 3 und S 4, weiße S 5, weiße S 7, und S 10, feine S 13, Schleißhaum S 16, und 20, flaumig weiß S 18,80 und 25, prima S 31, Curusdaunen (Herrl. Rarität!) 37,50 Gefüllte Tuchten, weitemer Schleich, 4 kg schwer, S 16, 20, 25, mit bestem Jütung, 60/80 cm, 1,30 kg schwer, S 4,20 5,50, 6,50, mit bestem weitemer Schleich, 1,30 kg schwer, S 4,50 10,50, 13,50, 16,50, Jagentuchentens mit garantiert daunenreichem Jute, 180/120 cm, mit 2 kg überreifen grauen Daunenn S 45,00, dieselbe mit 2 kg halbweißen Daunenn S 42,50, mit 1 1/2 kg weiten Daunenn S 50, Ver and per Nachnahme jeden über 20 S portofrei. Umtausch gestattet, Umtausch oder Geld retour! Nachbestellungen und Anerkennungen möglich, aber zutrieben.
Sachsel & Co., Wien, VII., Burggasse 105/108.

Aus Privatbücherei
werden neue deutsche, englische, französische und italienische Bücher, auch Sprachlehrbücher billig abgegeben.
Adresse in der Annoncen Expedition Ludwig Bensch, St. Pölten, Heßgasse 6, wo auch ein Bücherverzeichnis zur Einsichtnahme aufliegt.

NÄHMASCHINEN
für Familien-, Schneider-, Schuhmacher- und alle gewerblichen Zwecke
PICK Fahrräder 1930 ohne Angabe S 20,- monatlich in realer Garantie
WIEN IX., Liechtensteinstr. 2 IV., Wiedner Hauptstr. 6

Baulose
auch alle anderen Lose u. Wertpapiere kauft zu besten Tagespreisen
Wechselstube Schuberting, Wien I., Schuberting 3

Im Ziereren liegt der Erfolg!
Klaviere, Pianino
Umtausch, Einkauf, Verkauf
Ueberrahme sämtl. Reparaturen und Klavierstimmen
Original-Fabrikpreise
!! Zahlungsvereinfachungen !!
Strobl, St. Pölten
Schießstättprom. 9 (Stroblhof) Telephone 411

Eigentümer: Leopold Strobl, Geschäftsführer: Franz Hochmeister, Sekretär: sämtliche in St. Pölten, Heßgasse 6. — Anzeigenannahme: Annoncen Expedition Ludwig Bensch, ebenda, im Gassenlokal. — Druck: Gutenberg-Buchdruckerei.